

sich das Kind individuell entfalten kann (siehe z. B. KASTEN, 1998). Auch hier ergibt sich häufig das methodische Problem, dass Einzelkinder schon in gestörtere Familienverhältnisse hineinwachsen bzw. Problemfamilien keine weiteren Kinder bekommen und daher viele Gesundheitsgefährdungen von Einzelkindern fälschlicherweise monokausal der Tatsache zugeschrieben wurden, dass diese Kinder keine Geschwister haben.

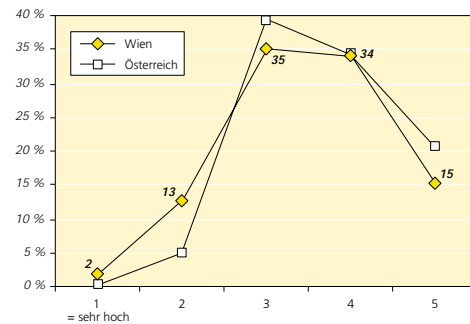
3.1.1 Sozioökonomischer Status der Familie

Im Folgenden werden ausgewählte Ergebnisse des WHO-HBSC-Surveys von 1998 dargestellt (LUDWIG MANN INSTITUT FÜR MEDIZIN- UND GESUNDHEITSSOZIOLOGIE, 1998). In dieser Befragung von 11–15-Jährigen wird der sozioökonomische Status der Familie – angesichts der Messschwierigkeiten in dieser Population – mit drei verschiedenen Indikatoren erfasst: mit dem Beruf der Eltern, mit dem Vorhandensein von bestimmten Lebensstandardfaktoren und über die von den Kindern wahrgenommene finanzielle Situation der Familie. Aus diesen drei Indikatoren lässt sich das Familieneinkommen mit hoher Treffsicherheit rekonstruieren.

In Abb. 1 ist die Verteilung der Wiener Schulkinder nach dem Familieneinkommen in fünf Gruppen dargestellt. Danach leben zwei Prozent der Wiener Schulkinder in einer Familie mit sehr hohem Familieneinkommen, 15 Prozent in einer Familie, deren Einkommen als an der Armutsgrenze oder darunter beschrieben werden kann. Im Vergleich mit Daten des Österreichischen Statistischen Zentralamtes gibt dieser Index die tatsächliche ökonomische Situation von Wiener Haushalten sehr gut wieder. Laut STATISTIK ÖSTERREICH (1999) leben 13 Prozent der österreichischen Bevölkerung an der Armutsgrenze und rund 300.000 Personen in tatsächlicher Armut. In der österreichischen Durchschnittslage liegt der Anteil der armutsgefährdeten Familien bei 20 Prozent (EAPN, 1998).

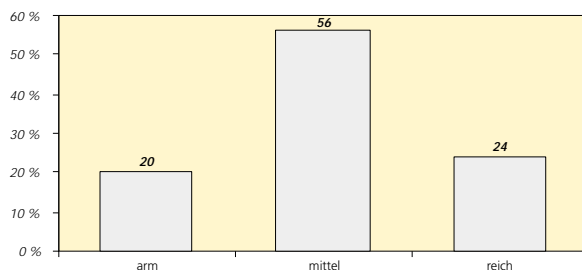
Für die weiteren statistischen Berechnungen wurde ein vereinfachter dreiteiliger Index⁹ verwendet, der die Wiener Familien in ärmere, mittelschichtige und wohlhabende Familien differenziert, wobei die obere Mittelschicht zusammengefasst sind. Dieser Index teilt die Wiener Familien in 20 Prozent Arme, 56 Prozent Mittelschicht und 24 Prozent Wohlhabende (siehe Abb. 2).

Abbildung 1: Familieneinkommen von Wiener Familien im Vergleich zu Gesamtösterreich



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Abbildung 2: Ökonomischer Status von Wiener Familien (in %)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

⁹ Zur Konstruktion des Index wurden folgende Variablen herangezogen: „Hat Deine Familie ein Auto?“, „Hast Du zu Hause ein eigenes Zimmer für Dich alleine?“, „Wie oft bist Du während des Jahres in den Ferien mit Deiner Familie verreist?“, „Für wie reich schätzt Du Deine Familie ein?“.

Um das tatsächliche ökonomische Auskommen von Familien beschreiben zu können, muss neben dem Einkommen auch die Familienzusammensetzung berücksichtigt werden, also die Frage, auf wie viele Personen das Einkommen zu verteilen ist.

Der Großteil der Befragten (35 Prozent) lebt mit beiden Eltern und mit einem weiteren Geschwisterkind in einem Vier-Personen-Haushalt. 26 Prozent der Wiener Schülerinnen und Schüler sind Einzelkinder, 28 Prozent mit nur einem Elternteil zusammenleben. 28 Prozent leben in einem Fünf- und Mehr-Personen-Haushalt (Tabelle 3).

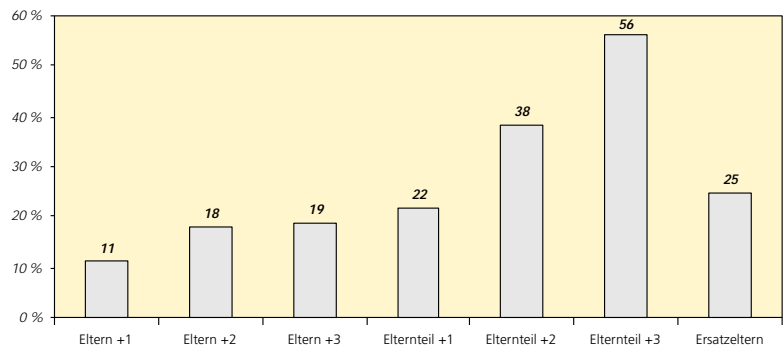
Tabelle 3: Familienzusammensetzung von Wiener Schulkindern (Zusammenleben mit den leiblichen Eltern, Ersatzeltern und Geschwistern)

Familienzusammensetzung	%
Vater, Mutter und 1 Kind	19
Vater, Mutter und 2 Kinder	35
Vater, Mutter und 3 oder mehr Kinder	28
Nur Vater oder Mutter und 1 Kind	7
Nur Vater oder Mutter und 2 Kinder	7
Nur Vater oder Mutter und 3 oder mehr Kinder	3
Ersatzeltern	1
insgesamt	100

Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Wie die folgende Abb. 3 sehr deutlich zeigt, gilt, dass Familien desto armutsgefährdeter sind, je weniger Einkommen sie haben. Noch stärker ist dieser Effekt in AlleinerzieherInnenfamilien gegeben, wo nur ein Einkommen zur Versorgung steht. 56 Prozent der AlleinerzieherInnen mit drei oder mehr Kindern sind der Kategorie der Armutsgefährdeten zuzurechnen.

Abbildung 3: Familien, die in Armut leben, abhängig von der Familienzusammensetzung



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

3.1.2 Sozialer Rückhalt durch die Familie als soziales Kapital

Die neuere internationale Diskussion zum Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und Gesundheit hat verstärkt das auf den französischen Soziologen Pierre BOURDIEU zurückgehende Konzept des sozialen Kapitals. Dieses Konzept geht allgemein von Lebenschancen aus und begreift neben den ökonomischen Ressourcen auch soziale Beziehungen als notwendige Ressourcen zu deren Realisierung (BOURDIEU 1986). In dieser Betrachtungsweise ist die Familie nicht nur durch ihren sozioökonomischen Status charakterisiert, sondern ebenso durch die Qualität der sozialen Beziehungen und der sozialen Unterstützung, die sie anbieten kann.

Scheidungskinder

In diesem Sinne interessiert auch das Problem der Scheidungskinder (siehe Kap. 3.1.4), da Scheidung einen Verlust an sozialer Beziehungsqualität aus Sicht der Kinder bedeutet (siehe Kap. 3.2).

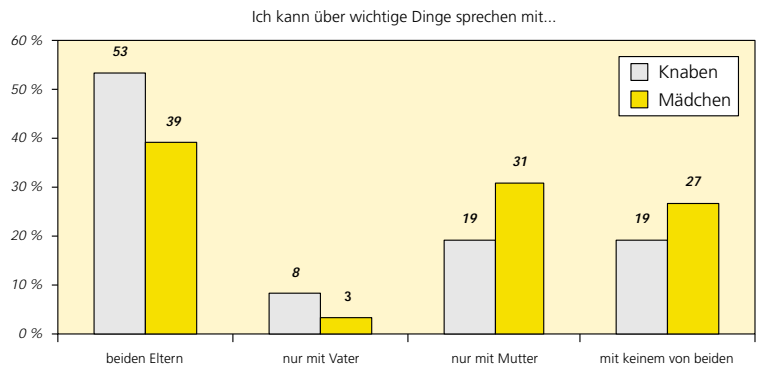
1998 wurden laut STATISTIK ÖSTERREICH in Wien 5.175 Ehen geschieden. Die Gesamtscheidungsrate (Ehen, bezogen auf jene Eheschließungsjahrgänge, aus denen sie stammen) betrug demnach 49,9 Prozent der entsprechenden Heiratsjahrgänge. Von diesen Scheidungen waren in Wien 3.707 Kinder (unter 19 Jahren) von Scheidungen betroffen. Von diesen Kindern waren zur Zeit der Scheidung 483 Kinder unter drei Jahren, 990 im Volksschulalter (sechs bis unter zehn Jahren) und 662 im Hauptschulalter (zehn bis unter 14 Jahre). Zu den Jugendlichen von 14 bis unter 19 Jahren zählten 219 Scheidungswaisen, und 819 Kinder waren bereits volljährig, als sich die Eltern scheiden ließen.

Gesprächsklima in der Familie¹⁰

71 Prozent der Kinder und Jugendlichen können mit der Mutter, 51 Prozent mit dem Vater über Dinge sprechen, die ihnen wirklich wichtig sind. Je älter die Schülerinnen und Schüler sind, desto schwerer fällt es ihnen dies allerdings. Von den 11-Jährigen berichten 84 Prozent der Knaben und 73 Prozent der Mädchen über ein gutes familiäres Gesprächsklima, bei den 15-Jährigen sinkt dieser Wert auf 62 Prozent bei den Knaben und 57 Prozent bei den Mädchen ab. Mit dem Vater können in dieser Altersgruppe überhaupt nur mehr 48 Prozent der Knaben und 43 Prozent der Mädchen über persönliche Probleme sprechen.

Problematisch jedoch ist jene Gruppe, die mit ihren Eltern überhaupt nicht über persönliche Dinge sprechen kann. Dies gilt für 19 Prozent der Knaben und 27 Prozent der Mädchen. Erwartungsgemäß liegt auch dieser Wert bei den 15-Jährigen höher als bei den 11-Jährigen (siehe Abb. 4).

Abbildung: 4: Gesprächsklima mit den Eltern nach Geschlecht aus Sicht der 11–15-jährigen Kinder



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Soziale Unterstützung durch die Familie¹¹

Erwartungsgemäß erhalten die Kinder von der Mutter die meiste Unterstützung. 57 Prozent können bei Problemen „immer“ mit der Hilfe der Mutter, jedoch nur 32 Prozent „immer“ mit der Hilfe des Vaters rechnen. 19 Prozent der Wiener Schulkinder können sogar immer von **beiden** Elternteilen mit Hilfe und Unterstützung rechnen.

Auch bezüglich der Unterstützung durch die Eltern besteht ein Alterseffekt in der Weise, dass sich die älteren SchülerInnen weniger unterstützt fühlen als die Jüngeren. Ebenso fühlen sich Mädchen weniger unterstützt als Knaben. Besonders von den Vätern scheinen die Wiener Mädchen wenig Unterstützung zu erhalten. Von den 11-jährigen Mädchen erhalten 19 Prozent von der Mutter und 38 Prozent vom Vater gar keine Unterstützung. Bei den 15-jährigen Knaben sind diesbezüglich besser gestellt.

¹⁰ WHO-HBSC Survey 1998: Forschungsfrage 39 „Wie leicht oder schwer fällt es Dir, mit Deinen Eltern bzw. Geschwistern über Probleme zu sprechen, die Dir wirklich nahe gehen und wichtig sind?“

¹¹ siehe WHO-HBSC Survey Forschungsfrage.45: „Wenn ich ernste Probleme habe, helfen mir meine Eltern, damit umzugehen.“

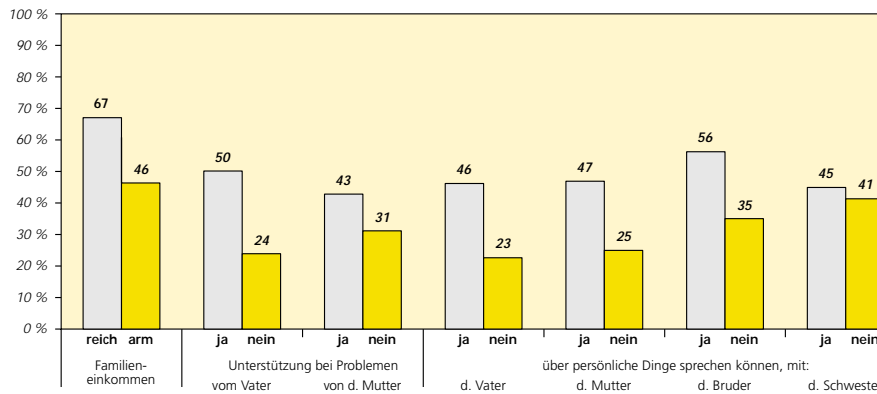
3.1.3 Familie und Gesundheit

Wie aus vielen neueren gesundheitswissenschaftlichen Untersuchungen (WILKINSON, 1996) bekannt ist, sind auch in den Ergebnissen für die Wiener Schulkinder, dass Unterschiede im Familieneinkommen, im Gesprächsklima und im Ausmaß an erfahrener familiärer Unterstützung mit Unterschieden im Gesundheitszustand assoziiert sind.

So fühlen sich 67 Prozent der reichen, aber nur 46 Prozent der armen Kinder, 50 Prozent derer mit Unterstützung, aber nur 24 Prozent derer ohne väterliche Unterstützung, 46 Prozent derer mit 23 Prozent derer mit gestörtem familiärem Gesprächsklima „sehr gesund“ (siehe Abb. 5).

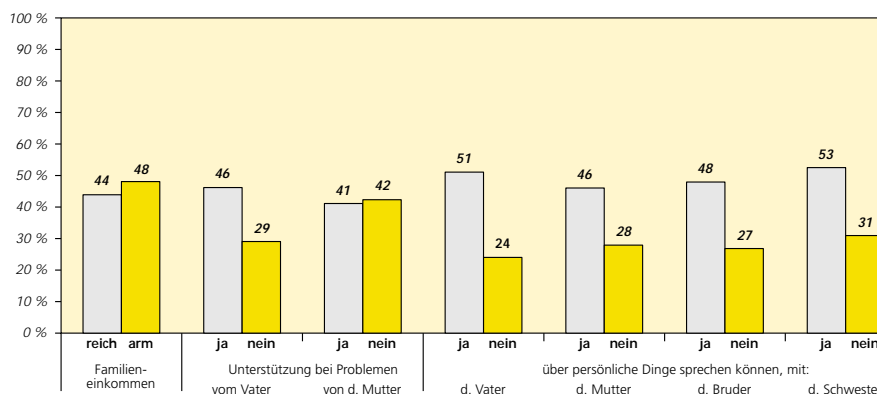
Im Unterschied dazu ist das Familieneinkommen mit dem Wohlbefinden nicht assoziiert. Es scheint, dass Kinder aus armen Haushalten sich etwas häufiger als glücklich bezeichnen als Kinder aus reichen Haushalten. Wichtig ist das soziale Kapital – das Gesprächsklima in der Familie – mit dem Wohlbefinden in gleicher Weise assoziiert wie mit dem subjektiven Gesundheitsbefinden: Kinder, die mit Vater, Mutter, Bruder oder Schwester über persönlichen Probleme sprechen können, bezeichnen sich fast doppelt so häufig als sehr glücklich als Kinder, für die kein positives familiäres Gesprächsklima gegeben ist (siehe Abb. 6).

Abbildung 5: Anteil der Kinder, die sich als „sehr gesund“ bezeichnen, in Abhängigkeit von sozioökonomischem Status und sozialem Kapital



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Abbildung 6: Anteil der Kinder, die sich als „sehr glücklich“ bezeichnen, in Abhängigkeit von sozioökonomischem Status und sozialem Kapital



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

3.1.4 Scheidung im kindlichen Erleben

Die Zahl der Scheidungen wächst – sowohl in Österreich als auch international – und damit auch die Zahl der Scheidung betroffenen Kinder. Seit einiger Zeit konzentriert sich das Interesse der Forschung, der Beratung und der Politik auf das Phänomen Ehescheidung. Das Interesse gilt nicht nur der quantitativen Seite, sondern mehr sind es die Folgen, die Trennung und Ehescheidung sowohl für die betroffenen Familienmitglieder, als auch für das Kind, als auch für das familiäre System und für die Gesellschaft haben.

Forschungsbeiträge, insbesondere aus dem angloamerikanischen Raum (HETHERINGTON, 1989 und 1993; ERSTEIN und BLAKESLEE, 1989), haben in den vergangenen Jahren eine Fülle von Erkenntnissen erbracht, die die Komplexität und den Verlauf des Scheidungsphänomens informieren. Ehescheidung wird dabei als komplexes und multidimensionales Ereignis betrachtet.

Die statistische Entwicklung der Scheidungsraten in Österreich

Nach den Meldungen der zuständigen Gerichte wurden 1998 in Österreich 17.884 Ehen rechtskräftig geschieden. Die Gesamtscheidungsrate blieb mit 38,6 auf je 100 Eheschließungen der entsprechenden Heiratsjahre gegenüber dem Jahr 1997 unverändert.

Regional differenziert waren die Scheidungsraten stets in Wien am höchsten. Derzeit wird mit 49,9 Prozent die zweite Ehe in der Bundeshauptstadt geschieden. Auf diesem Niveau liegt Wien bereits seit Beginn der 90er Jahre relativ konstant. In Wien halten die Ehen auch am kürzesten. Die durchschnittliche Ehedauer der 1998 in der Bundeshauptstadt geschiedenen Ehen betrug mit 9,6 Jahren um mehr als ein Jahr weniger als im Bundesschnitt.

In 6.091 Fällen war die geschiedene Ehe kinderlos geblieben (auf alle Bundesländer bezogen). Aus 5.348 Ehen sind je ein Kind hervorgegangen, 4.890 hatten zwei und 1.555 drei oder mehr Kinder. Insgesamt waren 1998 16.404 Kinder betroffen, darunter 16.404 Minderjährige (unter 19 Jahre). Von den Kindern waren 1.799 zur Zeit der Scheidung der Eltern noch nicht drei Jahre alt, 3.277 im Kindergartenalter (drei bis unter sechs Jahre), 4.466 im Volksschulalter (sechs bis unter zehn Jahre) und 3.466 im Hauptschulalter (zehn bis unter 14 Jahre). 3.642 Jugendlichen von 14 bis unter 19 Jahren zählten Scheidungswaisen, und 3.888 Kinder waren bereits vor der Scheidung ihrer Eltern, als sich die Eltern scheiden ließen. (ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT, 1999). In Wien waren 1998 knapp 70 Prozent der Schulkinder bei verheirateten Eltern (BM FÜR UMWELT, FAMILIE UND JUGENDPOLITIK, 1998).

Aus diesen Zahlen lässt sich ableiten, dass es sich bei Ehescheidungen schon lange nicht mehr um individuelle Schicksale und bei Scheidungskindern nicht um eine gesellschaftliche Randgruppe handelt; vielmehr um eine sogenannte Ein-Eltern-Familie eine Variation möglicher Entwicklungsbedingungen mit einem ihr eigenen Selbstverständnis geworden (KRAPPMANN, 1988).

Nicht berücksichtigt werden in der Statistik ganz allgemein „Trennungen“, weil diese schwer zu erheben und abzugrenzen sind. Es gibt heute sehr viel mehr Systeme, die sich zusätzlich herausbilden, innerhalb derer Menschen, die zumeist untereinander als zusammengehörig fühlen, wie eine Familie, jedoch ohne Eheschließung. Daraus resultieren, wenn Trennung stattfindet, auch Trennungskrisen und deren mögliche psychische Folgen.

Erkenntnisse der empirischen Sozialforschung dokumentieren den gesellschaftlichen Werte- und Bedeutungsverlust von Ehe und Familie. Die stetige Zunahme der Scheidungsraten beschäftigt in steigendem Maße auch die Wissenschaft mit der Frage nach den Ursachen von Familien- und Partnerschaftskonflikten. Untersuchungen belegen den Nachweis, dass die gestiegenen psychischen Anforderungen an die Ehe und die hohen emotionalen Ansprüche an den Ehepartner häufig das Scheitern der Beziehung verursachen (NAVE-HERZ, 1990). Die moderne Entwicklungsforschung ist dazu übergegangen, Scheidung als Transition im Familienentwicklungsprozess zu betrachten. Dabei werden die Reaktionen und die Verarbeitung der Kinder aus dieser systemisch-entwicklungsorientierten Perspektive in den familialen Entwicklungszusammenhang gestellt (FTHENAKIS, 1995; HETHERINGTON, 1993).

Verschiedene Ansätze bei der Scheidungsfolgenforschung

Die Folgen elterlicher Trennung und Scheidung für Wohlbefinden und psychische Probleme der Kinder wurden bisher vor allem durch zwei Forschungsstrategien untersucht. In **Querschnittuntersuchungen** werden Kinder von Scheidungsfamilien mit Kindern verglichen, die in Zwei-Eltern-Familien, in der Literatur auch als vollständige oder intakte Familien bezeichnet, aufwachsen. Diese Studien kommen überwiegend zu dem Ergebnis, dass Kinder von Scheidungsfamilien psychisch belasteter sind als Kinder aus den Vergleichsfamilien. Um die Entstehung kindlicher Auffälligkeiten im Scheidungsgeschehen erklären zu können, werden besonders hohe Erwartungen an **Längsschnittstudien** geknüpft. Längsschnittlich angelegte Untersuchungen gehen davon aus, dass Scheidung ein Prozess des familiären Überganges aufzufassen ist, in dem alle Mitglieder der Familie verschiedenen Veränderungen und Anpassungsprozessen ausgesetzt sind (HETHERINGTON, 1993). Für die Forschung ergeben sich aus dieser Modellvorstellung eine Reihe von schwierigen Fragen, die auch in Längsschnittstudien nur schrittweise gelöst werden können. Aufgrund des hohen Arbeits- und Kostenaufwandes gibt es nur wenige solcher Untersuchungen.

Längsschnittliche Untersuchungen, die sich mit der Entwicklung der psychischen Befindlichkeit der Kinder zum Zeitpunkt der Scheidung befassen, bezeichnet die Forschung als Nach-Scheidungsverläufe. Es wird verfolgt, die mit der Scheidung einsetzende psychische Entwicklung der Kinder zu beobachten. Dabei muss der Einfluss vieler Faktoren zu berücksichtigen, da sich mit und nach der Scheidung eine Reihe von Veränderungen verändert: soziale und wirtschaftliche Einschränkungen, Wohnungswechsel, Zusammenbrüche, noch einem Elternteil, soziale Stigmatisierung usw. Familiäre Bedingungen, die schon vor der Scheidung vorhanden waren, werden in diesen Untersuchungen weitgehend ignoriert.

Eine der frühesten und wichtigsten Studien über den Verlauf der Scheidungsfolgen ist die von HETHERINGTON (1989 und 1993), die bereits in den 70er Jahren begann, Daten über Scheidungsverläufe zu sammeln (Longitudinal Study of Divorce). HETHERINGTON (1993) meint zu den kurzfristigen – ein bis zwei Jahre nach der Scheidung – psychischen Auswirkungen, dass die Scheidung offensichtlich über die vor, während und nach der Scheidung Konflikte und Veränderungen der sozialen, ökonomischen und familiären Lebensverhältnisse zu Belastungen für die Kinder mit Befindlichkeitsstörungen und Verhaltensauffälligkeiten beantwortet.

Eine weitere, sehr bekannte Längsschnittstudie ist jene von WALLERSTEIN und BLAKESLEE (1989), die in den USA durchgeführt wurde. Die Untersucherinnen haben die Scheidungsfamilien 15 Jahre lang in ihrer Entwicklung begleitet. Insgesamt konnten WALLERSTEIN und BLAKESLEE nach 15 Jahren Besonderheiten in den Lebenslagen der untersuchten Kinder nachweisen, die sie auf die Scheidung zurückführen.

Im deutschsprachigen Raum hingegen wurde dieser Forschungsbereich erst in den letzten Jahren ernsthaft untersucht. Die 12-jährige Längsschnittuntersuchung von NAPP-PETERS (1995) als erste Scheidungsstudie zu nennen, die die Wiederheirat der Eltern miteinbezieht. Zeitlich parallel dazu untersuchte LEHMKUHL (1997) in ihrer 7-jährigen Scheidungsstudie die Bewältigung von Scheidung von Eltern und Kindern. SCHMIDT-DENTER (1997) folgten mit der Kölner Längsschnittuntersuchung zur Erfassung familiärer Veränderungen nach der Scheidung. FIGDOR (1991) führte Ende der 80er Jahre in Wien ein psychoanalytisch-pädagogisches Projekt über die Auswirkungen der Scheidung auf die psychische Entwicklung der Kinder durch.

Die Ergebnisse der Scheidungsfolgenforschung sind praktisch wichtig, um die Bedeutung der Scheidung für Kinder und die sich daraus ergebenden Entwicklungsprobleme besser verstehen und unterstützen zu können. SANDER (1988) weist auf folgenden Sachverhalt hin: Sollten die Forschungsergebnisse die Beratung von Scheidung Betroffenen genützt werden, müsste dabei der Akzent der Forschung auf die Aufdeckung der einzelnen mit Ehescheidung verbundenen Belastungsfaktoren liegen, zum Beispiel die Analyse von Bedingungen, unter denen sich Scheidungskinder möglichst ungefährdet entwickeln können.

Belastungen, Perspektiven und Bewältigungschancen

Insbesondere durch Ergebnisse von Längsschnittuntersuchungen hat sich überwiegend die Sichtweise entwickelt, eheliche Scheidung als einen Prozess zu verstehen, der durch eine Folge komplexer Ereignisse und ständiger Veränderungen der Lebenssituation aller beteiligten Familienmitglieder gekennzeichnet ist. Die Auswirkungen der Scheidungsgeschehens werden von Eltern und Kindern eine Vielzahl von Anpassungsleistungen erfordern (FIGDOR, 1998; HETHERINGTON, 1993; KARDAS und LANGENMAYR, 1996; SCHMIDT-DENTER und LEHMKUHL, 1997). Mit welcher Situation Kinder und Eltern nach einer Ehescheidung konfrontiert sind, wird durch ein Zusammenspiel einer Vielzahl von Faktoren bestimmt, und für jede Familie entsteht eine andere Kombination von Schwierigkeiten aber auch positiven Aspekten.

Um nun dieser multifaktoriellen Beeinflussung scheidungsbezogener Erfahrungen und der Komplexität der Zusammenhänge Rechnung zu tragen, erfolgt die Darstellung in einem Ordnungssystem, das BRONFENBRENNER für seine „Ökologie menschlicher Entwicklung“ entworfen hat. Bezogen auf die Scheidungsproblematik lässt sich dieses System folgendermaßen aus:

Das **Makrosystem** ist der umfassendste Bereich mit kulturellen Wertvorstellungen, Normen und Erwartungen, die direkt oder indirekt darauf einwirken, wie ein Kind die Scheidung seiner Eltern wahrnimmt und wie es davon betroffen wird. Hier werden auch Maßnahmen der Familienpolitik und Gesetzgebung (Eherechtsänderungsgesetz, Unterhaltsvorschussgesetz, Sicherheitspolizeigesetz usw.) wirksam.

Mit 1.1.2000 traten die Regelungen des Eherechtsänderungsgesetzes in Kraft. Die Novelle ist darauf abgezielt, die Grundsätze der Gleichberechtigung und der Partnerschaft in der Ehe verstärkt zu betonen, die wirtschaftlich schwächeren Ehegatten auszubauen, das Zerrüttungsprinzip im Ehescheidungsrecht in den Vordergrund zu stellen, die Unterhaltsregelungen mehr am Bedarfsprinzip zu orientieren und die Maßnahmen für Kinder (DEIXLER-HÜBNER, 1999).

In Österreich gibt es prinzipiell keine gemeinsame Obsorge nach der Scheidung. Der Umstand, dass die Betreuung nach der Scheidung nur mehr einem Elternteil zusteht, hindert die Eltern nicht daran, trotzdem in der Erziehung gemeinsam vorzugehen. Dort, wo zwischen den Geschiedenen bezüglich der Kinder eine Einigkeit vernehmen herrscht, können alle Erziehungsaufgaben gemeinsam gelöst werden (KLAAR, 1999).

Auf einer weiteren Ebene, dem **Exosystem**, lassen sich die Arbeitswelt, die Wohnbedingungen, aber auch professionelle Dienste, die im Falle einer Scheidung tätig werden (Kinder- und Jugendanwaltschaft, Beratungsstellen u. Ä.) ansiedeln.

Das **Mesosystem** stellt die Ebene verwandtschaftlicher Beziehungen, des Freundeskreises und der Gleichaltrigengruppe dar. Neueste Untersuchungen heben die unterstützende Wirkung von sozialen Netzwerken hervor. Insbesondere Verwandte, wie z. B. die Großeltern, aber auch Freundinnen und NachbarInnen stellen einen entscheidenden Stütz- und Entlastungsfaktor dar.

Die familiäre Ebene – **das Mikrosystem** – beschreibt einerseits die emotionalen Bedingungen und Kommunikationsmuster innerhalb der Familie und andererseits die materiellen und situativen Gegebenheiten.

Hinsichtlich der familialen Bedingungen, die sich als Schutz- oder Risikofaktoren für kindliche Verhaltensprobleme nach einer Scheidung der Eltern erweisen, lässt sich feststellen, dass anhaltende Konflikte, eine schlechte Beziehung zum getrennt lebenden Vater sowie ein sich verschlechternder Erziehungsstil zu den wichtigsten Risikofaktoren gehören (DÜMMLER, 1997; HETHERINGTON, 1993; KARDAS und LANGENMAYR, 1996). Es ist anzunehmen, dass gerade aus einer Anhäufung dieser Faktoren nachhaltige kindliche Anpassungsprobleme und Entwicklungsstörungen entstehen. Als protektive Merkmale, die mit einer geringen bzw. abnehmenden kindlichen Problembelastung einhergehen, können angeführt werden: Stabilität und Unterstützung in der Vater-Kind-Beziehung, eine positiv erlebte Beziehung zum Vater sowie eine Konsensbildung zwischen den getrennten Eltern.

Von den individuellen Faktoren (**das ontogenetische System**), die Einfluss auf die Art der Scheidungsentscheidung haben, werden in der einschlägigen Literatur häufig Alter, Geschlecht und der soziokognitive Entwicklungsstand genannt (HETHERINGTON, 1993; SANDER, 1988).

Bezüglich des Alters wird in vielen Studien darauf hingewiesen, dass Verhaltensauffälligkeiten infolge einer elterlichen Trennung bei den jüngeren Kindern häufiger anzutreffen sind als bei älteren. Dem soziokognitiven Entwicklungsstand nach reflektieren die Unterschiede dieser Daten die entwicklungsabhängigen Einschränkungen der jüngeren Kinder, die Scheidung und ihre Folgen zu verstehen. Ein höheres Lebensalter des Kindes zum Trennungszeitpunkt erweist sich als ein bedeutsamer protektiver Faktor (KARDAS und LANGENMAYR, 1996; NAPP-PETERS und SCHMIDT-DENTER und BEELMANN, 1997; WALLERSTEIN und BLAKESLEE). Besonders gefährdet scheinen Kinder, welche im Vorschulalter die Trennung ihrer Eltern erleben (FURSTENBERG und CHERLIN, 1993). Insgesamt lässt sich feststellen, dass kein günstiges Scheidungsalter in Bezug auf die Kinder existiert. FIGDOR (1991) führt dazu an: „Was es gibt, sind mehr oder minder günstige Konstellationen, die als ein komplexes Ingesamt von je nach dem Entwicklungsstand und psychischer Verfassung des Kindes, von sozialen, ökonomischen und seelischen Faktoren bei den Eltern und anderen wichtigen Bezugspersonen zu verstehen sind.“

Der Einfluss der elterlichen Scheidung und Wiederheirat in Abhängigkeit vom Geschlecht des Kindes wurde in zahlreichen Studien untersucht. Ältere Untersuchungen fanden meist eine allgemeine größere Belastung von Kindern durch das Scheidungsgeschehen (HETHERINGTON, 1989; WALLERSTEIN und BLAKESLEE, 1989). Im Gegensatz dazu sprechen andere, vor allem neuere Untersuchungen von keinerlei Geschlechtseffekten bei der psychischen Anpassung nach der Scheidung (FURSTENBERG und CHERLIN, 1993; KARDAS und LANGENMAYR, 1996; SCHMIDT-DENTER und BEELMANN, 1997).

Noch weitgehend ungeklärt ist die Frage, wie konstitutionelle Faktoren, die in der Literatur oft relativ grob als „Temperament“ beschrieben werden, die kindliche Reaktion auf die Scheidung der Eltern beeinflussen. HETHERINGTON (1989) spielt neben den familialen und extrafamilialen Faktoren das kindliche Temperament eine entscheidende Rolle bei der Anpassung an die Scheidung. In ihrer Längsschnittstudie stellte HETHERINGTON (1989) fest, dass jene Kinder, welche als schwierige Säuglinge und Kleinkinder beschrieben wurden, auch von größeren Anpassungsschwierigkeiten nach der elterlichen Scheidung zeigten. Da es sich jedoch um rückblickende Befragungen der Eltern zu den ersten Lebensjahren ihrer Kinder handelte, besitzen die Angaben nur einen beschränkten Aussagewert. Ungeklärt ist auch, ob es sich wirklich um Temperamentsunterschiede, um pathologische Störungen oder um die Folgen negativer Umwelteinflüsse handelt. Generell gibt es noch wenige Studien, die scheidungsbezogene Probleme und allgemeine konstitutionelle Faktoren in ihrer Beziehung zueinander untersuchen.

Insgesamt ist also von einem Zusammenwirken der verschiedenen Aspekte der individuellen, familialen und sozioökonomischen Ebene im Hinblick auf die kindliche Anpassung an die veränderten Familienverhältnisse auszugehen.

Auswirkungen und Reaktionen des Kindes auf das Scheidungserlebnis

Jährlich erleben in Österreich etwa 16.000 Kinder und Jugendliche die Scheidung ihrer Eltern. Es steht außer Frage, dass die vorauslaufenden elterlichen Konflikte, die Scheidung und die unmittelbare Anpassung an die veränderten Lebensumstände für nahezu alle Kinder eine außergewöhnliche Belastung bedeuten und zu Beeinträchtigungen der emotionalen Stabilität, im Leistungs- und Sozialverhalten und in der Gesundheit führen (BOSSONG, 1996).

Wie bereits in den vorangegangenen Abschnitten dargestellt, zeigen Langzeituntersuchungen (KEITH, 1991; HETHERINGTON, 1989; SCHMIDT-DENTER und BEELMANN, 1997; WALLERSTEIN, 1989) ein differenziertes Bild: Auf der einen Seite gibt es Kinder, die nach einiger Zeit den früheren erreichten und in Einzelfällen sogar übertreffen. Auf der anderen Seite bleiben dagegen Kinder auf vielen Bereichen beeinträchtigt.

NAPP-PETERS (1992) unterscheidet zwischen unmittelbaren Reaktionen auf die Scheidung und Anpassungsschwierigkeiten. Unmittelbare Reaktionen klingen nach ein bis zwei Jahren wieder ab, wenn sich auf die neue Familiensituation eingestellt hat. Unmittelbare Reaktionen können das Sozialverhalten (sozialisierungsprobleme), das schulische Leistungsverhalten, die emotionale Befindlichkeit (Internalisierung) und die körperliche Gesundheit betreffen.

Besuchsrechtsregelungen, neue Partnerschaften, Interaktion mit Stiefeltern und Geschwistern und die Auswirkungen auf das Kind

Bei Besuchsrechtsregelungen nach Trennung oder Scheidung der Eltern kann prinzipiell entweder das Recht der Eltern („Recht auf das Kind“, das mehr oder weniger offen als „Besitz“ angesehen wird) oder das Interesse des Kindes Vorrang eingeräumt werden. In der mittlerweile sehr umfangreich gewordenen Literatur zu diesem Thema wird je nach Voreinstellung des Autors oder der Autorin dem einen oder dem anderen Aspekt größeres Gewicht zuerkannt.

Im Sinne des Kindeswohls sind Regelungen abzulehnen, die dem Kind eine zu große, seiner Entwicklung entsprechende Anpassungsleistung abverlangt. Dazu ist jeweils die individuelle und entwicklungsbezogene Situation des Kindes zu berücksichtigen: In der Zeit der höchsten Trennungsangst, d. h. bis etwa zwei Jahren, kann eine verordnete Trennung von der Hauptbezugsperson auch in der Nacht eine unzumutbare Härte bedeuten. Ein Kind, das bisher nicht gewohnt war, sich in einer anderen Umgebung aufzuhalten. Ein ständiger Wechsel (z. B. drei Tage) vom Vater zur Mutter hat vor allem bei Kleinkindern, aber auch noch bei Schulkindern, wenn keine Kontinuität in seiner Gesamtsituation vorhanden ist, was seine Sicherheit beeinträchtigen kann. Ein Verstoß gegen verlässlicher Verhaltensnormen erschweren kann. Dies gilt besonders dann, wenn die Erziehungsverhalten der Eltern sehr unterschiedlich sind. Im Schulalter kann ein derartiger Wechsel des Aufenthaltsortes zu schulischen Schwierigkeiten Anlass geben, da Kinder in dieser Altersstufe noch nicht in der Lage sind, dafür zu sorgen, dass ihre Hefte, Bücher und sonstigen Schulsachen immer bei sich haben und für wichtige Prüfungen bzw. Klausuren ausreichend gelernt wird.

So manches Kind lernt sehr schnell, sich darauf auszuwirken, dies schon beim anderen Elternteil erlaubter. Günstiger ist daher eine klare Regelung, wer wochentags und wer am Wochenende das Kind verbringt. Im Jugendalter treten weitere, typische Schwierigkeiten auf, da, durchaus entwicklungsgemäß, Jugendliche zunehmend mehr Zeit und später auch die Ferien lieber mit Freunden, als mit einem Elternteil verbringen, dies aber nicht als Beeinflussung durch den anderen ausgelegt werden kann. Ein weiterer Aspekt ist das Bedürfnis von Kindern dar, auch einmal außerhalb der festgelegten Besuchszeiten mit dem anderen Elternteil Kontakt aufzunehmen, wenn dieses von dem sorgeberechtigten Elternteil unterbunden wird. Eine solche Unterbindung des anderen interpretiert wird. Falls sich die Eltern darauf einigen können, ist daher eine einvernehmliche Lösung des Besuchsproblems anzustreben.

Auf diesem Hintergrund ist es nicht ohne Interesse, die bisherige Praxis der Sorgerechtsentscheidungen zu untersuchen. VÖLKL-KERNSTOCK (1994) analysierte in ihrer Diplomarbeit 92 anonymisierte (geschwärzte) Sorgerechtsfälle mit 136 betroffenen Kindern hinsichtlich der Begründungen für die Entscheidung, das Sorgerecht dem Vater oder der Mutter zuzusprechen. Für die richterliche Entscheidung waren folgende Kriterien ausschlaggebend: Das Kindeswohl, die Kontinuität bzw. der zu befürchtende Kontaktverlust bezüglich der Situation des Kindes und die Bindung des Kindes an einen oder beide Elternteile. Bei Berücksichtigung des „Kindeswillens“ und der Anhörung des Kindes kann es zu Fehlbeurteilungen kommen, da die Bindung des Kindes an einen Elternteil durch tatsächliche Konflikte gerät. Besonders bei jüngeren Kindern sind klare Aussagen kaum zu erwarten, da sie sich nicht zwischen beiden Elternteilen gute Beziehungen aufrecht erhalten möchten. Weitere Kriterien, die bei der Entscheidung verwendet werden, sind Beurteilungen der Persönlichkeits- und Charaktereigenschaften der Eltern sowie ihres „Lebenswandels“ und ihrer „Erziehungsfähigkeit“ sowie ihre materiellen Ressourcen.

In 20,6 Prozent der Entscheidungen wurden in erster Instanz vom Bezirksgericht, 54,4 Prozent in zweiter Instanz vom Landesgericht bzw. Kreisgericht für Zivilrechtssachen und 25 Prozent in dritter Instanz vom Obersten Gerichtshof entschieden. Eine statistische Auswertung zeigte sich, dass Alter und Geschlecht des Kindes bei den Entscheidungen berücksichtigt werden: Im Kleinkind- und Volksschulalter wurden Mädchen eher der Mutter als dem Vater zugesprochen. Ein weiteres wichtiges Kriterium ist die Bindung des Kindes an einen Elternteil. Wurde das Kind dem Vater zugesprochen, war seine bessere finanzielle Situation, die berufliche Position und sein sozioökonomischer Status ein wichtiger Faktor, während bei der Sorgerechtszuteilung zur Mutter vor allem die Wohnsituation angeführt wurde. Bei

nung der Sorgerechtszuteilung wurden als negative Eigenschaften neurotische Persönlichkeitszüge, ungünstige Zuteilung der Erziehungsfähigkeit, sowie ein Verhalten, das zu einer körperlichen und emotionalen Gefährdung des Kindes führen könnte, erwähnt. Die Kontinuität der Pflege und Erziehung stellte ein wichtiges Kriterium dar. Wenn die Mutter mehr Zeit zur Pflege des Kindes zur Verfügung, wurde ihr dieses signifikant häufiger zugeteilt.

In einem gemeinsamen Modellprojekt des ehemaligen BM FÜR UMWELT, JUGEND UND FAMILIE und des BM JUSTIZ (1997) wurde der Stellenwert der Mediation und der Kinderbegleitung bei Trennung oder Scheidung von Eltern in Wien Floridsdorf und Salzburg untersucht. 87 Männer und 218 Frauen beantworteten den Fragebogen zu den Problemen, die als Grund für die Familienberatung angegeben worden waren. Partnerschaftsprobleme im Zusammenhang mit Kindern wurden bei sechs Prozent der Fälle angegeben, weiters Planung der Obsorge (zwei Prozent), sonstige Kinder- oder Familienprobleme (neun Prozent), Verhalten des anderen Elternteils (vier Prozent), Verhalten des eigenen neuen Partners (drei Prozent), Probleme mit Unterhalt (zwei Prozent), Verhalten des anderen neuen Partners (ein Prozent). Im Mediationsteil der Studie wurden ca. 90 Paare von fünf Teams in Wien und 100 Paare von vier Teams in Salzburg zwischen 1994–1995/96 betreut. Jeweils ein/e MediatorIn kam aus dem juristischen und ein/e MediatorIn aus dem psychosozialen Bereich. Zur Datenerhebung wurden sowohl Gespräche und Erhebungsbögen bei den Mediationen als auch Fragebögen und halbstrukturierte Interviews bei den KlientInnen eingesetzt. Daten wurden sowohl von einer Mediationsgruppe als auch aus einer Gerichtsgruppe erhoben, die keine Mediation erhalten hatte. Es zeigte sich, dass Mediationen vor allem in nicht streitigen Scheidungen Sinn haben, da bei streitigen Scheidungen durch die anwaltliche Tätigkeit die Konflikte präzisiert werden müssen und daher oft eskalieren. Die Trennung von Eltern war für die betroffenen Kinder eine hohe Belastung. Nur in 18 Prozent der Fälle konnten keine psychischen Auffälligkeiten festgestellt werden, bei 38 Prozent wurden zumindest geringe, bei 37 Prozent mittelgradige und bei sieben Prozent hochgradige Störungen festgestellt. Besonders betroffen waren die 7–10-jährigen Kinder (35 Prozent mittel- bis hochgradiger Belastetheit (4–6-Jährige: 40 Prozent, 11–14-Jährige: 35 Prozent).

Neue Partnerschaften

Eine besondere Belastung für Kinder aller Altersstufen, in diesem Fall jedoch vor allem für die älteren Jahrgänge, stellen die neuen Partnerschaften der Eltern dar, besonders, wenn die neuen Partner und Partnerinnen die Rechte von Elternfiguren beanspruchen, ohne den entsprechenden Beziehungsaufbau abzuwarten. Ist dies erfolgt, kann ein weiteres Problem entstehen, wenn die Partnerschaft zerbricht und das Kind nun einen schmerzlichen Beziehungsabbruch verkraften muss. Erwachsene nehmen oft naiv an, dass ihre eigenen positiven oder negativen Gefühle für eine Person eins zu eins von ihren Kindern geteilt werden und machen dem Kind Vorwürfe, wenn es sich nicht so verhält. Besonders kritisch sind jene Fälle, in denen sich der jeweilige Elternteil in der Jugendzeit zurückversetzt fühlt und sein nun befreites Leben genießen möchte, da die Kinder dann als Hindernis erlebt werden. Derartige Ansprüche können natürlich auch vom neuen Partner oder der neuen Partnerin kommen. In jedem Fall bedeutet dies ein erhebliches Konfliktpotenzial. Im günstigen Fall, d. h., wenn eine dauerhafte Partnerschaft für die Kinder verlässliche Partnerschaft entsteht, kann dies dazu beitragen, dass die Kinder die Scheidung verkraften, wie die oben erwähnte Mediationsstudie gezeigt hat.

Stiefeltern und Stiefgeschwister

Ein kritischer Punkt ist die Beziehung der Kinder zu ihren Stiefeltern und Stiefgeschwistern. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass viele betroffene (Stief-) Eltern den Begriff vermeiden. Darin kann sich ein Wunsch ausdrücken, für die Kinder des Partners oder der Partnerin mehr zu sein als ein Ersatz, aber auch die Abwehr möglicher negativer Gefühle. Es ist nicht leicht, in einer solchen Situation das richtige Maß an Zuwendung und Distanz zu wahren. Die ganze Palette schwieriger Interaktionen, die aus der Literatur bekannt sind (Eifersucht, Neid, Sich-zurückgesetzt-fühlen, aber auch reale Vernachlässigungen) kann im Einzelfall die Beziehung der Kinder zu den Stiefeltern und Stiefgeschwistern erschweren. Im positiven Fall entsteht eine neue „blended family“, „ihre“, „seine“ und „unsere“ Kinder eine neue Familiengemeinschaft bilden.

Konflikte zwischen den geschiedenen Partnern als Belastung

Bei der Beratung von Scheidungswilligen zeigt sich immer wieder, dass die emotionalen Belastungen, die die Trennung für die Kinder in jenen Fällen bedeutet, in denen keine Misshandlungen vorlagen, unterschätzt werden. Besonders ungünstig verläuft die Anpassung der Kinder an die neue Situation, wenn der Konflikt der Eltern über sie ausgetragen wird. In einer frühen qualitativen Studie bei 30 Wiener Scheidungsfamilien konnte Kerschbaum (1986) feststellen, dass die günstigste Entwicklung in emotionaler und schulbezogener Hinsicht bei jenen Kindern erfolgte, deren Eltern gemeinsam die Elternrolle trotz der Trennung weiter wahrnahmen. Die zweitbeste Entwicklung war bei jenen Kindern zu beobachten, bei denen der Kontakt zu dem getrennt wohnenden Elternteil (bei den Vätern dem Vater) überhaupt abgebrochen worden war. Wurden die Streitigkeiten weiter fortgesetzt, konnte bei diesen Kindern eine eher gestörte Entwicklung beobachtet werden.

Auch das gemeinsame Sorgerecht wird in Fällen, in denen unüberwindbare Konflikte bestehen, weniger. Es wird sich nur dann bewähren, wenn wenigstens ein Minimum von wechselseitiger Konfliktschlichtung und Verhandlungsbereitschaft vorhanden ist. Obwohl durch die gemeinsame Obsorge das Problem der Entscheidung für den einen oder den anderen Elternteil gelöst ist, können neue Schwierigkeiten entstehen. In Deutschland existiert die Möglichkeit des gemeinsamen Sorgerechts schon seit längerer Zeit, sodass die Probleme bereits bekannt sind. GRÜNDEL (1995) führte dazu eine Untersuchung durch und konnte feststellen, dass einige Väter die gemeinsame Obsorge als Hindernis bei der Suche nach einer neuen Partnerin empfanden. Er weist aber darauf hin, dass ein positiver Aspekt der gemeinsamen Obsorge darin besteht, für die Kinder zu schaffen, dass es keine „neuen Mamis und Papis“ gäbe, sondern die Elternschaft eindeutig aufrechterhalten. Für die neuen Partner und Partnerinnen kann dies andererseits bedeuten, dass sie sich in Erziehungsfragen stärkerem Maße mit den geschiedenen Partnern und Partnerinnen auseinandersetzen müssen.

Auswirkungen auf das Sozialverhalten

Die Auswirkungen der elterlichen Scheidung auf das Sozialverhalten von Kindern wurde in den letzten Jahren zunehmend erforscht (BOSSONG, 1995; NAPP-PETERS, 1992). Häufig geschah dies im Zusammenhang mit dem elterlichen Konfliktniveau und den Konfliktlösestrategien. Dahinter steht die Vermutung, dass Kinder, die häufig intensiven und ungelösten Auseinandersetzungen ihrer Eltern ausgesetzt sind, das mangelnde Modellverhalten internalisieren und in ihren Sozialkontakten anwenden (DÜMMLER, 1997). Außerdem ist die Scheidungstransition für ein Kind zahlreiche Veränderungen, wie z. B. Umzug, neue Schullehrer usw., wovon sein soziales Selbst (DOLTO, 1993), das von einer kontinuierlichen Beziehung mit der Mutter abhängt, irritiert und negativ beeinflusst wird.

HETHERINGTON (1993) beschreibt Geschlechtsunterschiede, wonach Kinder, die mit ihrem gegenüberliegenden Elternteil zusammenleben, am stärksten Aggressionen und Verhaltensprobleme zeigen. Jedoch trifft dies nicht auf Scheidungsfamilien, in denen die Mutter nicht wieder geheiratet hatte, zu. Diese Ergebnisse stimmen im Einklang mit den von AMATO und KEITH (1991) errechneten Effektgrößen, bei denen Knaben von der Trennung ihrer Mutter stärker profitierten als Mädchen.

Auswirkungen auf die emotionale Befindlichkeit

NAPP-PETERS (1992) fand als unmittelbare Reaktion auf die Scheidung bei 37 Prozent der in ihrer Studie erfassten Kinder Trennungsängste, Depressionen und Schuldgefühle. Die Autorin beobachtete, dass die Kinder ihre Gefühle in der Regel für sich behielten, um den Elternteil, bei dem sie aufwuchsen, nicht zu verletzen. NAPP-PETERS (1995) führt dazu aus: „Aber die Gefühle von Traurigkeit, schmerzlichem Verlust und Verunsicherung zeigen an ihnen und zeigen sich meist in ihrem Verhalten, wenn sie die Adoleszenz erreicht haben.“

Während sich im Schulalter das Gefühl, für die Scheidung der Eltern verantwortlich zu sein, verliert, werden die Träume und Wiedervereinigungsfantasien der Familie bei Schulkindern zu. Scheidungskinder zwischen dem sechsten und zwölf Jahren werden von ihren Eltern als schwermütig und launisch beschrieben (LONGFELLOW, 1992).

Generell merken KARDAS und LANGENMAYR (1996) an: „Denn schon länger ist bekannt, dass die emotionalen Aspekte im Zuge der Bewältigung im individuellen Erleben noch wirksam sind, wenn die Bewältigung auf der kognitiven Ebene bereits abgeschlossen ist.“

Auswirkungen auf das schulische Leistungsverhalten und auf die kognitive Entwicklung

Es gibt eine Reihe von Untersuchungen, die von – zumindest kurzfristigen – schlechteren Schulleistungen bei Scheidungskindern berichten (FURSTENBERG und CHERLIN, 1993; HETHERINGTON, 1989; KARDAS und LANGENMAYR, 1996).

Eine Erklärung für die schlechteren Schulleistungen wäre, dass die alleinerziehenden Mütter oft dazu gezwungen sind, sich einer Vollzeitbeschäftigung nachzugehen, was sich in geringerer Aufsicht und Kontrolle und in weniger Zeit für das Kind auswirkt (z. B. seltener Hausaufgabenbeaufsichtigung). Andere Erklärungen beziehen sich auf die emotionale Situation des Kindes nach der Scheidung. Die aktuellen emotionalen Belastungen durch die Konzentration und Lernmotivation (OFFE, 1992). Wenn diese Erklärung zutrifft, wäre zu erwarten, dass die Beeinträchtigungen eher kurzfristig sind.

Weniger diskutiert, aber genauso möglich, ist die Kompensation negativer emotionaler Befindlichkeiten durch das Scheidungsgeschehen, durch erhöhte Fixierung auf intellektuelle Leistung. Diese These wird von Tiefenpsychologinnen vertreten (FIGDOR, 1991). FIGDOR führt dazu aus: „Nicht selten beobachten wir bei Kindern frühe Frustrationen auch mit einem Entwicklungsschub: Die Kinder fliehen gewissermaßen vor den Frustrationen – Symbiose in Objektbeziehungsmodi größerer Autonomie und ‚Distanz‘ zum mütterlichen Objekt.“

- Ebenso scheint die subjektive Gesundheit der Kinder von der Unterstützung durch die LehrerInnen zu profitieren. Kinder, die mit der Unterstützung durch ihre LehrerInnen rechnen können, fühlen sich doppelt so oft „sehr gesund“.
- In allen Altersgruppen wirken sich Möglichkeiten der Mitgestaltung und Mitbestimmung in der Schule auf das subjektive Gesundheitsempfinden und Wohlbefinden positiv aus.

Peers, die Cliques der Gleichaltrigen, erfüllen eine wichtige Pufferfunktion gegenüber Familie und Schule und haben einen Einfluss auf die Gesundheit von Kindern und Jugendlichen.

Viele Freunde zu haben, diese häufig zu treffen und die Möglichkeit, leicht neue Freunde zu finden, sind günstige Voraussetzungen für Kinder, sich wohl zu fühlen.

- *Subjectively felt health also seems to benefit from teachers' support. Children who can reckon with their teachers consider themselves "in very good health" in twice as many cases as other children.*
- *Children of all age groups who are involved in their school's setting consider themselves healthier and have a better sense of well-being.*

Peers and cliques have a buffering effect on students' relations with their school and also influence children and young persons' health.

Having many friends, getting together frequently and making new friends provide a good basis for children's well-being.

3.1 Sozioökonomischer Status und soziales Kapital der Familie

Bedeutung der familiären Verhältnisse für die kindliche Gesundheit

Gesundheits- bzw. krankheitsrelevantes Verhalten, Normen, Gebote und Verbote zum Gesundheitsverhalten der Kinder in aller Regel maßgeblich durch die Familie vermittelt (Genaueres zum Begriff und zur Familie findet sich etwa bei PETZOLD, 1998 oder bei SCHNEEWIND, 1999). Familie – in welcher Konstellation immer – bildet trotz zunehmender Pluralisierung der Lebensformen (z. B. SCHNEIDER et al., 1998; SCHATTOVITS, 1998) noch immer den wichtigsten Rahmen für die primäre Sozialisation. Familien üben einen eindeutig nachweisbaren Einfluss auf das Krankheitsgeschehen bzw. den Gesundheitszustand (GERHARDT, 1989), den Familienangehörigen kommt allgemein für Gesundheit und Wohlbefinden eine entscheidende Bedeutung zu. Besonders deutlich wird dies etwa bei Extremfällen wie der Bakteriellen Dysenterie (Kreislauferkrankung im Kindesalter, wo familiäre Unterstützung neben der medizinischen Versorgung eine zentrale Rolle spielt (PETERMANN, 1997).

Psychische, soziale und somatische Gesundheit, Bewältigungsmechanismen und persönliche Fertigkeiten, auch deren Wechselwirkungen, werden also wesentlich von der Familie und ihren Mitgliedern beeinflusst (ÖSTERREICHISCHES INSTITUT FÜR FAMILIENFORSCHUNG, 1999). Familiäre Beziehungen können zunehmend eine Art Schutzfunktion gegenüber gesundheitlichen Belastungen ausüben, bzw. gesundheitliche Belastungen durch außerfamiliäre Lebensbereiche, etwa durch die Schule, kompensieren (GRUNOLD, 1999).

Dieser hohen Bedeutung der Familie für das kindliche Gesundheitsverhalten – direkt, etwa durch die Vermittlung von Verhaltensnormen, oder indirekt, etwa als Modell für aktives und konstruktives Bewältigungsverhalten – wurde in den letzten Jahrzehnten auf institutioneller Ebene zunehmend Rechnung getragen, auf medizinischer Ebene etwa durch die Österreichische Gesellschaft für Allgemein- und Familienmedizin (ÖGAM, Wien) und die World Organization of Family Doctors (WONCA). Auf psychologischer Ebene ist hier etwa die „Sektion Jugend- und Familienpsychologie“ des Berufsverbandes Österreichischer Psychologinnen und Psychologen zu erwähnen.

Historisch betrachtet standen bei Forschungsarbeiten zum Einfluss der Familie auf das Gesundheitsverhalten vorerst krankheitserregende Faktoren im Mittelpunkt (GERHARDT, 1989), während in den 70er und 80er Jahren wieder auf die gesundheitserhaltenden Elemente und das Krankheitsbewältigungsverhalten der Familie fokussiert wurde. Eine Konsequenz dieser Betrachtungsweise war etwa, den Eltern (überwiegend Müttern) die Mitaufnahme in Spitälern, gemeinsam mit ihren kranken Kindern zu ermöglichen.

Gesundheit bzw. Wohlbefinden kann und soll, speziell bei Kindern, möglichst dort gefördert werden, wo primären sozialen Beziehungen bestehen, in aller Regel also in der Familie. Eine umfassende familiäre Gesundheitsförderung muss daher auch auf ein „empowerment“ der Familie, eine Verbesserung der strukturellen Lebens- und Entwicklungsbedingungen aller Familienmitglieder abzielen (ÖSTERREICHISCHES INSTITUT FÜR FAMILIENFORSCHUNG, 1999).

Die hohe und auch längerfristige Bedeutung der familiären Verhältnisse und Beziehungen sowohl für psychische als auch physische Komponenten der kindlichen Gesundheit wird auch durch empirische Resultate der Bindungsforschung (siehe auch Kap. 1.4.2.2) belegt, welche die Beziehungen der Kinder zu den primären Bezugspersonen in der Regel den Eltern, untersucht und je nach Art und Ausmaß ihrer Bindung grob in sicher und unsicher (abhängend oder ambivalent) gebunden unterscheidet (siehe dazu z. B. den Überblick von RAUH, 2000). Kinder mit unsicherer Bindung an die Mutter erweisen sich nun häufiger als schlecht gelaunt, aggressiver, verfügen über ein geringeres Selbstwertgefühl und weniger gute Freunde (siehe etwa die Übersicht von GROSSMANN, 1999). Die Qualität der Bindung beeinflusst aber auch physiologische Parameter, wie z. B. kardiovaskuläre, psychoendokrinologische und psychoimmunologische Prozesse (SPANGLER und SCHIECHE, 1995). Determiniert wird die Art der Bindung in erster Linie durch die Feinfühligkeit der primären Bezugspersonen (RAUH, 2000). Diese elterliche Responsivität hängt von der Fähigkeit und Neigung, feinfühlig auf das Kind einzugehen und zu reagieren, hängt wiederum u. a. wesentlich von der Zufriedenheit der Eltern mit ihrer Partnerschaft ab, aber auch von eher strukturellen Parametern der familiären Verhältnisse, wie z. B. der Dauer des Erziehungsurlaubes (CLARK et al., 1997; KRAUSE, 1999).

Gleichgültigkeit, Verständnislosigkeit, Inkonsequenz oder Überbesorgtheit der Eltern können schon zu einem frühen Zeitpunkt längerfristig negative Entwicklungen begründen, wie z. B. eine erhöhte Suchtneigung (siehe dazu ÖSTERREICHISCHES INSTITUT FÜR FAMILIENFORSCHUNG, 1999). Es kann aber auch die Familie selbst, im Sinne der sog. „Familienstresstheorie“ (siehe dazu z. B. BODENMANN, 1997; SCHNEEWIND, 1999), zum gesundheitsfördernden Stressor werden, etwa durch anhaltende Konflikte zwischen den Eltern, oder wenn Familienmitglieder mehr oder weniger die Familie verlassen, typischerweise durch Trennung bzw. Scheidung der Eltern.

Dennoch führen derartige familiär bedingte Risikofaktoren nicht in jedem Fall zwangsläufig zu pathologischen Entwicklungen. Es gibt, wie aus der Resilienzforschung bekannt (siehe z. B. BENDER und LÖSEL, 1998; LÖSEL und BENDER, 1999), immer wieder Kinder, die trotz ungünstigster familiärer Verhältnisse und Lebensumstände ein erstaunlich hohes Maß an Widerstandsfähigkeit verfügen.

Eine wichtige, potenziell protektive Funktion kommt auch dem Erziehungsstil der Eltern zu: So wirkt ein autoritatives Erziehungsverhalten von Eltern, die sich im Umgang mit ihren Kindern an einem autoritativen Erziehungsstil (siehe BAUMRIND, 1971) orientieren, kompensatorisch dem Einfluss benachteiligender Lebensumstände auf die Entwicklung unangepassten Verhaltens bei Kindern deutlich entgegen (SCHNEEWIND, 1999). Eine emotional unterstützende und zugewandte und akzeptierende, angemessen fordernde und kontrollierende Erziehung erfüllt somit eine wichtige protektive Funktion für eine psychisch gesunde Entwicklung von Kindern (siehe z. B. BENDER und LÖSEL, 1998).

All diese Einflüsse und Wechselwirkungen, welche hier speziell die Bedeutung der familiären Verhältnisse für die kindliche Gesundheit belegen, werden sehr anschaulich analysiert im Rahmen des ökologisch orientierten Systemsmodells nach BRONFENBRENNER (z. B. 1981; siehe dazu auch die Ausführungen von NICKEL und PETERSEN, 1993), welches zwischen verschiedenen strukturellen Ebenen, im Wesentlichen einem Mikrosystem (z. B. die Familie), einem Mesosystem (Wechselbeziehungen z. B. zwischen Familie und Schule), einem Exosystem (für die Kinder die Berufswelt der Eltern) und einem Makrosystem (gesellschaftlich-kultureller Bezugsrahmen) unterscheidet. Das (bio-)ökologische Modell stellt auch einen Versuch dar, im Zuge der Anlage-Umwelt-Debatte („nature – nurture“) das Zusammenwirken von genetischen und Umwelteinflüssen grundlegend zu erklären, wobei diesem Zusammenhang zufolge das genetische Potenzial nur in Auseinandersetzung mit entwicklungsfördernden Umwelten phänotypisch zur Geltung kommen kann (siehe BRONFENBRENNER und CECI 1994; SCHNEEWIND, 1999). Andere, in letzter Zeit zunehmend (wieder) an Bedeutung gewinnende Ansätze führen die beobachtbaren Differenzen zwischen Kindern primär auf den individuellen Genotypus zurück (siehe z. B. SCARR, 1992). ROWE und JACOBSON (2001) weisen die Befundlage auch im Kontext der Bedeutung familiärer Verhältnisse dahingehend zusammen, dass der Versuch, die Rolle familiärer Einflüsse zu verstehen, auch die Wirkung von Genen niemals ignoriert werden darf.

Aus demographischer Perspektive lassen sich die familiären Verhältnisse gegenwärtig vor allem durch die steigende Durchschnittsalter bei der Geburt des Kindes (bei den Müttern 27 Jahre) und das „low fertility-syndrome“ (KYTIR und MÜNZ, 1999) – ein Sinken der Gesamtfertilitätsrate auf den historischen Tiefststand von durchschnittlich 1,32 (1997) Kinder pro Frau charakterisieren.³ Das geringe Fertilitätsniveau macht sich auch im Sinken der durchschnittlichen Haushaltsgröße bemerkbar. Sie beträgt österreichweit 2,5 Personen, in Wien sogar nur noch 2,0 (STATISTIK ÖSTERREICH, 2000b; WERNECK und ROLLETT, in Druck).

³ Unter den Ausländerinnen zeigte sich 1997 ein doppelt so starker Geburtenrückgang wie unter Inländerinnen. Der Anteil von Kindern, die durch Ausländerinnen betrug österreichweit 13,1 Prozent, in Wien 21,7 Prozent (insg. lebten 1997 9,1 Prozent Ausländer bzw. 17,6 Prozent Ausländerinnen in Österreich, in Wien 17,6 Prozent; siehe Österreichisches Statistisches Zentralamt, 1999).

Alleinerziehende Eltern

Von den österreichischen Familien mit Kindern sind etwa 71 Prozent der Eltern verheiratet, 25,1 Prozent in einer Lebensgemeinschaft und ca. 25,1 Prozent (freiwillig oder unfreiwillig) alleinerziehend. Aus Perspektive der Kinder werden etwa 22,1 Prozent aller Minderjährigen von nur einem Elternteil erzogen, bei den Mädchen (siehe z. B. NOWAK und SCHIPFER, 1998; STATISTIK ÖSTERREICH, 1999). 87,5 Prozent der Alleinerziehenden sind Mütter, bei den jüngeren Kindern liegt der Anteil höher (BEHAM et al., 1997) und bei den älteren Kindern niedriger (NOWAK und SCHIPFER, 1998). Für die betroffenen Kinder ist diese familiäre Situation meist vor allem mit psychischen Nachteilen verbunden.

Der Anteil der Kinder alleinerziehender Eltern beträgt unter den Krippenkindern etwa 16 Prozent und unter den Kindergartenkindern neun Prozent (NOWAK und SCHIPFER, 1998). Die Erwerbsquote⁴ unter alleinerziehenden Frauen (von 15–59 Jahren) mit mindestens einem Kind unter 15 Jahren betrug 1998 59 Prozent, im Vergleich zu 69 Prozent bei Ehefrauen (siehe BEHAM und SCHRAMM, 1995; STATISTIK ÖSTERREICH, 1999).

Es ist weniger die Tatsache selbst, (überwiegend) von einem Elternteil erzogen zu werden, welche die psychische und physische – Gesundheitsrisiko der betroffenen Kinder negativ beeinflusst, als vielmehr das komplexe Bedingungsgefüge anderer Faktoren, wie etwa die Familienatmosphäre, der Erziehungsstil, das Einkommen, der soziale und materielle Status, die Art und Weise, wie der/die Alleinerziehende mit den Anforderungen umgeht usw. (siehe z. B. SANDER, 1989).

Typische Gesundheitsrisiken für Kinder alleinerziehender Elternteile ergeben sich aus einem unregelmäßigen Erziehungsverhalten und erhöhten, unangemessenen bzw. nicht altersgemäßen Anforderungen an die Kinder, sowohl arbeitsmäßig (etwa bei der Mithilfe im Haushalt) als auch emotional. Speziell bei Mädchen wird das gegengeschlechtliche Kind zunehmend in die Rolle eines (Ehe-)Partnersubstituts zu drängen, häufig zur psychischen Überforderung (siehe z. B. KREPPNER und ULLRICH, 1999).

Unter optimalen Bedingungen können Kinder, die nur von einem Elternteil erzogen werden, auch von dieser Situation allerdings auch profitieren, etwa durch die forcierte Entwicklung von internen Kontrollstrukturen oder mehr Selbstständigkeit und Verantwortlichkeit in bestimmten Lebensbereichen (z. B. AMATOCIO, 1997).

Zu unterscheiden, auch in Hinblick auf mögliche gesundheitliche Konsequenzen für die betroffenen Kinder, ist allerdings auch nach den Ursachen, weshalb das Kind nur von einem Elternteil erzogen wird: Geschieden werden zwischen (noch) ledigen Elternteilen – wobei sich vor allem zunehmend mehr Frauen bewusst für diese Lebensform (ohne Partner, mit Kind) entscheiden –, geschiedenen, getrennt lebenden und verwitweten Elternteilen (siehe z. B. KRÜGER, 1998).

Legitimation/Familienstand der Eltern

In Österreich haben derzeit insgesamt 8,1 Millionen Menschen ihren Hauptwohnsitz, in Wien 1,6 Millionen. Es gab es österreichweit 2,26 Millionen Familien, davon 37 Prozent kinderlose Ehepaare, 51 Prozent Familien mit Kindern (im selben Haushalt lebend, ohne Rücksicht auf deren Alter) und 12 Prozent Teilfamilien. In Wien lebten insgesamt 2,46 Millionen Kinder, davon in 854.900 Familien ein Kind unter 15 Jahren (STATISTIK ÖSTERREICH, 2000b; siehe Tabelle 1).

Tabelle 1: Kinder nach Familientyp (gemäß letzter Volkszählung, 1991)

Familienstand	Kinderanzahl			
	Wien		Österreich	
	absolut	relativ	absolut	relativ
Eltern verheiratet	245.316	68,2	1.926.961	68,2
Eltern in Lebensgemeinschaft	16.473	4,6	76.827	4,6
alleinstehende Mutter	81.350	22,6	381.807	22,6
alleinstehender Vater	16.414	4,6	70.001	4,6
insgesamt	359.553	100,0	2.455.596	100,0

Quelle: Statistik Österreich, Volkszählung 1991 (zitiert nach BEHAM et al., 1997)

⁴ Die Erwerbsquote wird hier berechnet nach dem Labour-Force-Konzept (LFK), wonach jene Personen als erwerbstätig gelten, die in der Woche vor der Befragung zumindest eine Stunde gegen Bezahlung gearbeitet haben oder zwar nicht gegen Bezahlung, aber einen Arbeitsplatz (auch als Selbstständige oder mithelfende Angehörige) hatten.

Etwa 68 Prozent aller Frauen und 47 Prozent aller Männer in Österreich zwischen 20 und 54 Jahren leben in einem gemeinsamen Haushalt (BM FÜR UMWELT, JUGEND UND FAMILIE, 1999). 15 Prozent aller mit Kindern haben drei oder mehr Kinder (siehe STATISTIK ÖSTERREICH, 2000b).

Die Gesamtzahl der Eheschließungen sinkt seit den 50er Jahren insgesamt relativ kontinuierlich (abgesehen von wenigen Unregelmäßigkeiten, bedingt etwa durch die Einführung der Heiratsbeihilfe 1972 oder deren Abschaffung 1988). 1999 wurden in Österreich insgesamt 39.485 Ehen geschlossen (davon etwa zwei Drittel Erst-Ehen). In Wien 9.104, was sogar einem Zuwachs von 4,7 Prozent (dem höchsten aller Bundesländer) gegenüber 1995 entspricht (STATISTIK ÖSTERREICH, 1999, 2000c).

Das Durchschnittsalter bei der (ersten) Eheschließung stieg dabei, z. B. von 1975–1995 für Frauen von 24,4 auf 26,0 Jahre und für Männer von 24,4 auf 28,2 Jahre (siehe z. B. WERNECK und ROLLETT, in Druck).

Parallel dazu stieg die Zahl der Lebensgemeinschaften. Diese Lebensform wird zur Zeit etwa von 10 Prozent der 20–30-Jährigen (KYTIR, persönl. Mitteilung, 12.11.1997) und – wie in den meisten Ländern West- und Nordeuropas – etwa von einem Drittel der Altersgruppe zwischen 25 und 30 Jahren (PRINZ, 1998) praktiziert. In den meisten Fällen gehen diese Partnerschaftsmodelle allerdings zu einem späteren Zeitpunkt in eine Ehe über, was etwa durch den Ausdruck kommt, dass 1995 zum Zeitpunkt der standesamtlichen Anmeldung zur Eheschließung bereits 70 Prozent aller Paare die gleiche Wohnadresse angaben (FINDL, 1996). In der Gruppe der 35–39-Jährigen reduziert sich der Anteil der Lebensgemeinschaften dementsprechend wieder auf ca. zehn Prozent (PRINZ, 1998).

Insgesamt werden Kinder allerdings zunehmend nicht mehr im Rahmen einer Ehe zur Welt gebracht. Der Anteil unehelich geborener Kinder stieg im Zeitraum 1965–1999 von 11,0 Prozent auf 30,5 Prozent⁵ (Wien: 20,5 Prozent) bzw. 41,3 Prozent bei den Erstgeborenen,⁶ wobei die sogenannte Legitimierungswahrscheinlichkeit durch nachträgliche Eheschließung der leiblichen Eltern bei 53,3 Prozent lag (FINDL, 1996; GISSER et al., 1995; STATISTIK ÖSTERREICH, 2000c; WILK, 1995).

Im Zusammenhang mit dieser zunehmenden Pluralität der Lebensformen wird es künftig voraussichtlich vor allem zu einer Aneinanderreihung verschiedener Lebensformen in den individuellen Biografien, im Sinne von Lebensstadiumsmodellen, kommen – mit all den damit verbundenen Konsequenzen, vor allem auch für die betroffenen Kinder (SCHNEIDER, 1998, WERNECK und ROLLETT, in Druck).

Trennungs- und Scheidungsraten

Die Scheidungsquoten lagen 1999 bundesweit bei 40,5 Prozent, in Wien bei 51,4 Prozent, mit steigender Tendenz⁷ (FINDL, 1996; NOWAK und SCHIPFER, 1998; STATISTIK ÖSTERREICH, 1999, 2000a, 2000d). Die Zahl der von der Scheidung ihrer Eltern betroffenen Kinder betrug 1999 insgesamt 20.910 (das entspricht einem Wert von 1,13 Kinder pro geschiedener Ehe), darunter 16.907 Minderjährige (Personen unter 18 Jahren) mit einem Durchschnittsalter von 9,2 Jahren (STATISTIK ÖSTERREICH, 1999, 2000a, 2000d). Die Wahrscheinlichkeit für Kinder und Jugendliche, die Scheidung ihrer Eltern zu erleben, beträgt österreichweit ca. 20 Prozent, in Wien ca. 25 Prozent (BM FÜR UMWELT, JUGEND UND FAMILIE, 1999).

In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass das Trennungsrisiko bei Lebensgemeinschaften – aufgrund geringerer (v.a. finanzieller) Abhängigkeit – noch um mindestens 50 Prozent höher als bei Ehegemeinschaften lag, auch wenn Kinder vorhanden waren (PRINZ, 1998). Die Zahl der von der Trennung ihrer Eltern betroffenen Kinder lag de facto also weit über jener der Scheidungskinder.

Die möglichen Folgen einer Scheidung (siehe Kap. 3.1.4) für die betroffenen Kinder sind sehr differenziert und variieren relativ stark, in Abhängigkeit von Alter und Geschlecht des Kindes, vom Temperament des Kindes, den Eltern-Kind-Beziehungen, der sozioökonomischen Situation, dem sozialen Umfeld, dem Verhalten der Eltern nach der Trennung, der Qualität der Nachscheidungsbeziehung der Eltern, dem Wohlbefinden der Eltern usw. (siehe SCHWARZ 1999; WALPER und SCHWARZ, 1999).

AMATO und KEITH (1991) fanden in einer Metaanalyse von 92 Studien zu den Scheidungsfolgen für Kinder folgende Hinweise für Beeinträchtigungen vor allem in folgenden Bereichen:

1. Externalisierende Verhaltensauffälligkeiten (z. B. Aggressivität);
2. Internalisierende Verhaltensauffälligkeiten (z. B. Ängste, Depressionen);
3. Schul- und Leistungsprobleme;
4. Auffälligkeiten im Sozialverhalten (v.a. weniger soziale Aktivitäten);

⁵ Innerhalb Europas zeigen sich hier große geografische Unterschiede, insofern als vor allem in den skandinavischen Ländern die Hälfte aller Kinder unehelich geboren wird, in anderen Ländern (z. B. Deutschland, Schweiz, Italien) nur etwa jedes zehnte Kind (PRINZ, 1998).

⁶ In Skandinavien werden bereits über 80 Prozent der Erstgeborenen unehelich geboren; betrachtet man nur jene Kinder, die im Rahmen einer aufrechten Partnerschaft geboren werden, reduziert sich dieser Prozentsatz allerdings meist um mehr als die Hälfte (siehe PRINZ, 1998).

⁷ 1972 lag die Scheidungsquote (Eheschließungen eines Jahres bezogen auf jene Eheschließungsjahrgänge, aus denen geschiedene Paare stammen) in Österreich bei 17,8 Prozent (GISSER, HOLZER, MÜNZ und NEBENFÜHR, 1995).

- 5. Langfristige Beeinträchtigungen im psychischen und physischen Wohlbefinden (z. B. mehr Ge...
me als Erwachsene);
- 6. Negativere Einstellung zur Ehe und höheres Scheidungsrisiko als Erwachsene.

In diesem Zusammenhang ist vom methodischen Standpunkt allerdings auf die zumeist relativ ger...
Ben und auch auf mögliche Konfundierungen mit Außenvariablen (etwa dem sozioökonomische...
weisen. Scheidungsfolgen sind nie ausschließlich auf die Veränderung der Familienstruktur...
sondern immer auch im gesamten Lebenskontext der Familie und ihrer Mitglieder zu sehen. A...
nicht nur die mutmaßlichen Effekte einer Scheidung auf die Entwicklung der Kinder zu berücksi...
speziell auch Prozesse, die überhaupt erst zu diesen Effekten geführt haben (siehe z. B. SCHNEEV...
Scheidung selbst ist demgemäß nicht als ein automatisch pathogenes, mit Defiziten verbund...
begreifen, sondern vielmehr als eine – vorerst einmal – neutral zu bewertende Übergangsphase...
Reorganisation (siehe z. B. FTHENAKIS, 2000). Als wesentlichster Faktor der Scheidungsbewält...
betroffenen Kinder stellt sich eine positive Beziehungsgestaltung in den Familien auch nach de...
allem zum nichtsorgeberechtigten Elternteil dar. Die elterliche Paarbeziehung kann also als...
Ansatzpunkt zur Wahrung des Kindeswohls, der kindlichen Gesundheit und zur Sicherung kindlich...
möglichkeiten nach der Scheidung angesehen werden (siehe v.a. SCHMIDT-DENTER, 2000) (siehe

Geschwisterzahl/Einzelkinder

45,1 Prozent aller (lebendgeborenen⁸) Kinder waren in Österreich 1997 Erstkinder, 35,8 Proz...
13,6 Prozent Drittkinder, 3,9 Prozent Viertkinder, und bei 1,6 Prozent handelte es sich um das fün...
teres Kind (siehe STATISTIK ÖSTERREICH, 1999). Aus Perspektive der Kinder bzw. Jugendlichen...
lebten 1991 in Österreich 23,5 Prozent als Einzelkinder, 44,5 Prozent mit einer Schwester ode...
21 Prozent mit zwei Geschwistern und elf Prozent mit drei oder mehreren Geschwistern zusa...
betrug der Anteil der Einzelkinder 32,7 Prozent, also etwa ein Drittel (BEHAM et al., 1997).

Auch in diesem Zusammenhang wird der Trend zur Kleinfamilie deutlich. So sank beispielsweise i...
den Volkszählungen 1981 und 1991 die Zahl jener Kinder, die mit drei oder mehr Geschwistern in...
leben, um 17,8 Prozent (siehe auch Tabelle 2).

Tabelle 2: Kinder nach Anzahl der Kinder in der Familie (absolute und relative Häufigkeit), gemäß V...

Kinderanzahl pro Familie	Wien		Österre
1 Kind	145.468	40,5 %	699.568
2 Kinder	144.438	40,2 %	994.100
3 Kinder	48.156	13,4 %	484.104
4 und mehr Kinder	21.491	6,0 %	277.824
insgesamt	359.553	100,0 %	2.455.596

Quelle: Statistik Österreich, Volkszählung 1991 (zitiert nach BEHAM et al., 1997)

In Österreich beträgt – aus Kinderperspektive (für Kinder bis 15 Jahre) – die durchschnittliche...
Haushalt 2,79, in Wien 2,55 (BEHAM et al., 1997).

Die Geschwisterbeziehung nimmt schon allein deshalb eine besondere Stellung ein, da sie in d...
längsten währende, eine unaufkündbare und annähernd egalitäre menschliche Beziehung darste...
gemeinsamen Vergangenheit beruht (siehe z. B. SCHNEEWIND, 1999).

Aus struktureller, systemischer Sichtweise bedeutet die Ankunft eines Geschwisters primär eine...
dyadischen und triadischen Konstellationen, somit eine Veränderung der bestehenden Beziehun...
auch des Familienklimas (siehe z. B. KREPPNER, 2000). Prinzipiell gelten Geschwisterbeziehung...
potenzielle Ressource, speziell unter belasteten Familienverhältnissen, die das persönliche Wohl...
chische Gesundheit deutlich stärken können. Ältere Geschwister fungieren nicht nur als Lernmod...
für ihre jüngeren Geschwister auch oftmals eine Art „Pionierfunktion“ zu.

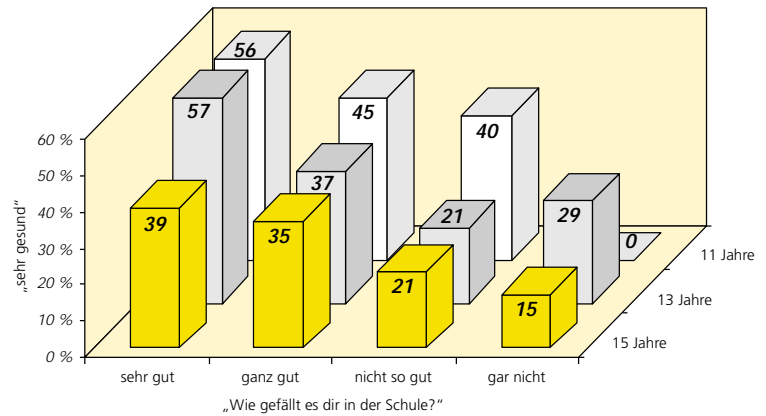
Die Situation von Einzelkindern, welche häufig als potenziell belastend dargestellt wurde, wird in j...
positiver als bisher dargestellt, vor allem unter der Bedingung hochwertiger Eltern-Kind-Beziehu...

⁸ Die Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensjahr lag 1999 (ähnlich wie auch in den Jahren zuvor) österreichweit bei...
bei 5,1 Promille (STATISTIK ÖSTERREICH, 2000c).

3.2.1.1 Schulfriedenheit¹², Belastung in der Schule¹³ und Unterstützung durch die LehrerInnen¹⁴

Diese Einflussfaktoren der Schule als Organisation auf die Gesundheit sind auch bei den Wiener Schulkinder nachvollziehbar. Der Anteil der 15-Jährigen, die sich als sehr „gesund bezeichnen“, liegt für jene, denen die Schule sehr gut gefällt bei 39 Prozent und sinkt für jene, denen es gar nicht gefällt, auf 15 Prozent. Mit dem Alter werden sehr zufriedene Kinder fühlen sich 2,5 mal so häufig sehr gesund wie unzufriedene.

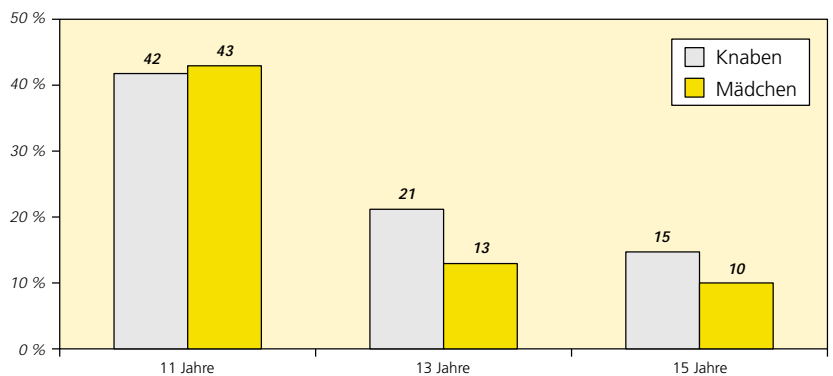
Abbildung 7: Anteil der Kinder, die sich „sehr gesund“ fühlen, in Abhängigkeit von ihrer Schulfriedenheit und Alter



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Insgesamt liegt die Schulfriedenheit der österreichischen und auch der Wiener Kinder im internationalen Vergleich im Mittelfeld. Von den 15-Jährigen äußern etwa 15 Prozent eine hohe Zufriedenheit. Zum Vergleich: Spitzenwerte liegen in Lettland und Portugal bei 40 Prozent und 36 Prozent (CURRIE, C. et al., 2000). Beachten, dass es den jüngeren SchülerInnen in der Schule besser gefällt als den älteren (siehe Abb. 8).

Abbildung 8: Schulfriedenheit: „Kinder, denen es sehr gut in der Schule gefällt“ nach Alter und Geschlecht



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

¹² WHO-HBSC Survey, Forschungsfrage Nr. 48: „Wie gefällt es Dir derzeit in der Schule?“

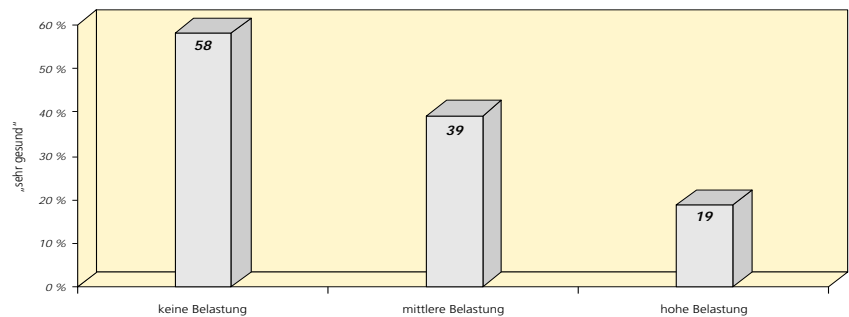
¹³ WHO-HBSC Survey 1998, Frage Nr. 60: „Wie stark fühlst Du Dich durch das belastet, was in der Schule von Dir verlangt wird?“

¹⁴ WHO-HBSC Survey 1998, Frage Nr. 50: „Wenn ich in der Schule Hilfe brauche, dann bekomme ich Sie auch.“

Dasselbe gilt für die empfundene Belastung durch die Schule, wenngleich das Belastungsniveau an Schulen im internationalen Vergleich insgesamt gesehen nicht besonders hoch ist. Auch hier besteht ein deutlicher Alterseffekt, sodass sich die Älteren deutlich mehr belastet fühlen als die Jüngeren. Während nur acht Prozent der männlichen und acht Prozent der weiblichen 11-jährigen Wiener Schulkinder angeben, sich stark belastet zu fühlen, ist bei den 15-jährigen Mädchen schon jede dritte Schülerin davon betroffen. Bei den 15-jährigen Knaben liegt dieser Wert bei 20 Prozent.

Von diesen Kindern, die sich stark belastet fühlen, bezeichnen sich nur 19 Prozent als sehr gesund gegenüber, die sich nicht belastet fühlen, fühlen sich 58 Prozent sehr gesund (siehe Abb. 9).

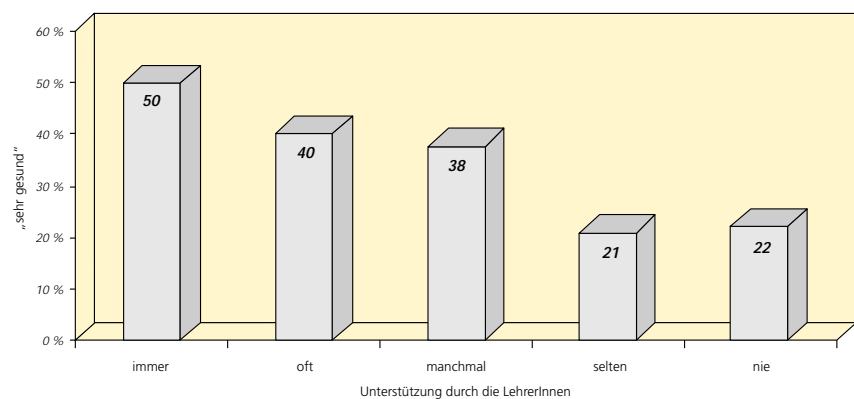
Abbildung 9: Anteil der Kinder, die sich sehr gesund fühlen, in Abhängigkeit von der Belastung



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Ebenso scheint die subjektive Gesundheit der Kinder auch von der Unterstützung durch die LehrerInnen zu abhängen. Der Anteil derer, die sich selbst als „sehr gesund“ bezeichnen, steigt mit der Häufigkeit der von den LehrerInnen erfahrenen Unterstützung von 22 Prozent auf 50 Prozent. Das heißt: Kinder, die mit den Schwierigkeiten durch ihre LehrerInnen rechnen können, fühlen sich doppelt so oft „sehr gesund“ gegenüber jenen, die dies nicht können (siehe Abb. 10).

Abbildung 10: Anteil der Kinder, die sich sehr gesund fühlen, in Abhängigkeit von der Unterstützung durch die LehrerInnen



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Insgesamt berichtet nur ca. ein Drittel der Wiener Schulkinder, dass sie bei Schwierigkeiten in der Schule Unterstützung durch ihre LehrerInnen rechnen können. Bei den 11-Jährigen liegt dieser Wert etwa bei 33 Prozent, bei den 13-jährigen Mädchen sinkt er sogar auf 21 Prozent.

an die SchülerInnen gestellt werden. Eine positive Selbsteinschätzung hat zur Folge, dass Anforderung betrachtet werden. Schüler und Schülerinnen gehen dann mit der Einstellung Erfolg gestellte Aufgabe heran. Eine positive Bewältigung wird als eine Bestätigung bzw. Stärkung der einschätzung erlebt (SPIEL und SIRSCH, in Druck). Eine negative Selbsteinschätzung lässt Schüler Anforderungen als Bedrohung erleben, als Folge davon entsteht Angst davor zu versagen. Misse ihre Befürchtungen in diese Richtung.

Aus einer Untersuchung an SchülerInnen der vierten Klasse Volksschule (SIRSCH, 1996) zeigten sich im Mittel eher positiv ausgeprägte Selbsteinschätzungen. EDER (1995) berichtet für SchülerInnen ab den Stufen vier bis zwölf eine durchschnittlich positive Selbsteinschätzung in allen Bereichen. Selbstwertgefühl (als generelle Einschätzung von sich selbst) verändert sich kaum, leistungsbezogene Selbsteinschätzungen (Einschätzungen bezogen auf soziale Kontakte, Freunde, Beliebtheit usw.) zeigen einen absteigenden Verlauf über die Schulstufen hinweg. Geschlechtsspezifische Unterschiede sind vorhanden: Mädchen haben ein höheres Selbstwertgefühl und eine höhere leistungsbezogene Selbsteinschätzung als Jungen. Mädchen meist eine höhere soziale Selbsteinschätzung. Speziell auffällig ist ein beträchtliches Absinken der Selbsteinschätzungen beim Übertritt von der Volksschule in das Gymnasium in dieser Untersuchung. In anderen Untersuchungen sind die Ergebnisse nicht so einheitlich, es werden sowohl positive als auch negative Ergebnisse berichtet (SPIEL und SIRSCH, in Druck).

Nicht nur im schulischen Alltag, sondern auch im Zusammenhang mit schulischen Übergängen von der Volksschule in die weiterführende Schule, spielen Selbsteinschätzungen eine Rolle: Fragt man Kinder am Ende ihrer Grundschulzeit nach ihren Erwartungen hinsichtlich des bevorstehenden Übertritts, so zeigen sich Selbsteinschätzungen und Angst mit bedrohlichen Erwartungen einher (SIRSCH, 1996; SPIEL und SIRSCH, in Druck). Interessant ist, dass Kinder, die bereits in der neuen Schule waren (wenn also zu vermuten ist, dass sie die Schule besser kennen), weniger Bedrohung empfinden (SIRSCH, 1996).

Das Schulsystem in deutschsprachigen Ländern setzt durch den Übertritt von der Grundschule bzw. der Primarstufe in die Sekundarstufe einen wichtigen Einschnitt (siehe WEINERT und STEFANEK, 1997) in die Phase der Pubertät. Der Schuleintritt und auch der Übertritt in das weiterführende Schulsystem sind als markante Ereignisse im Leben von SchülerInnen zu verstehen, weil dadurch eine Neuorientierung und Neuanpassung an neue Umweltgegebenheiten vorgenommen werden muss. Dies zeigt sich in vielen der berichteten Ergebnisse. Diese Übergänge verdienen eine besondere Beachtung und die betroffenen Schüler und Schülerinnen eine entsprechende Unterstützung.

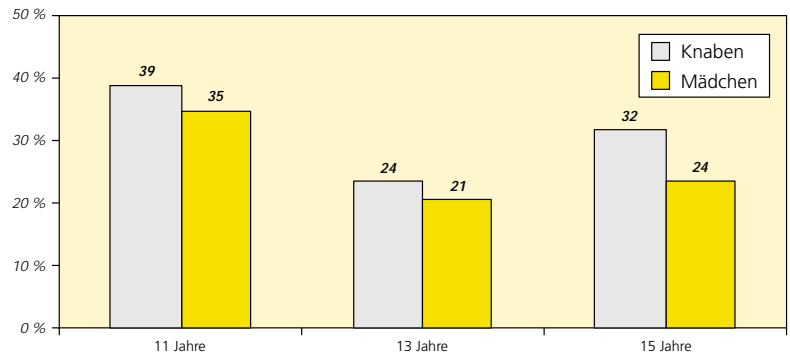
3.2.1 Schule und Gesundheit

Die Ottawa Charter der WHO besagt: „Gesundheitsförderung zielt auf einen Prozess, allen Menschen ein größtmögliches Maß an Selbstbestimmung über ihre Gesundheit zu ermöglichen und sie damit zur Stärkung ihrer Gesundheit befähigen. (...) Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, die eigene Lebenslage versetzt wird, selber Entscheidungen zu fällen und Kontrolle über die eigenen Lebensumstände zu übernehmen, sowie dadurch, dass die Gesellschaft in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgern ein Leben in Gesundheit ermöglichen.“ (WHO, Ottawa Charter, 1986).

Gegenüber dieser Definition erscheint die Situation von Jugendlichen als das prekäre Gegenbild. Jugendliche sorgen nicht für sich selbst, geschweige denn für andere, sie gelten als nicht fähig, an den relevanten Prozessen teilnehmen zu können, sie verfügen über ein eher geringes Maß an Selbstbestimmung und können bzw. dürfen ihre Lebensumstände nicht selbst kontrollieren. Es ist daher gerade in Bezug auf die Situation wichtig zu fragen, welche Möglichkeiten zu Mitbestimmung und Mitgestaltung ihnen in den verschiedenen Settings, also auch in der Schule, angeboten werden bzw. angeboten werden könnten.

Vergleichbare Forschung mit Bezug auf Erwachsene existiert in großer Zahl für den Arbeitsplatz (siehe z.B. KARASEK und THEORELL, 1990). Man weiß von daher, dass Arbeitszufriedenheit, Autonomie und Kontrolle ein angemessenes Eustressniveau, Unterstützung durch KollegInnen sowie spezielle Managementmaßnahmen die Gesundheit beeinflussen. In ähnlicher Weise ist aus der Forschung zur Effektivität von Schulen bekannt, dass der Schulerfolg von der Schulzufriedenheit, der Unterstützung durch LehrerInnen, dem Schulklima und dem Management wesentlich mitbestimmt ist und eben nicht nur von Eigenschaften der SchülerInnen abhängt (MORTIMORE, 1998).

Abbildung 11: Anteil der Kinder, die bei Schwierigkeiten in der Schule „immer“ mit Unterstützung durch LehrerInnen rechnen können, nach Alter und Geschlecht

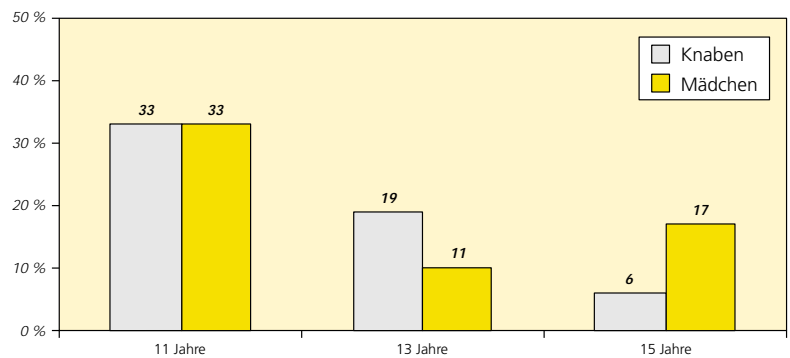


Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

3.2.2 Partizipation und Empowerment in der Schule

Mit Bezug auf die Definition der Ottawa Charter erhalten Faktoren, welche Mitgestaltung und Mitbestimmung SchülerInnen an ihrer Schule messen, große Bedeutung. Solche Faktoren werden im Konzept des Empowerments¹⁵ (DAVIES und MacDONALD, 1998) zusammengefasst. Die Möglichkeiten hierzu werden von den SchülerInnen eher gering eingeschätzt. Etwa ein Drittel der 11-Jährigen, aber nur mehr jeder achte 15-Jährige empfindet ein hohes Empowerment in der Schule. Bei den Knaben sinkt das hohe Empowerment mit dem Alter auf ein Fünftel, bei den Mädchen um die Hälfte (siehe Abb. 12).

Abbildung 12: Anteil der Kinder, die sich durch die Schule stark „empowert fühlen“, nach Alter und Geschlecht (Wien)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

In allen Altersgruppen jedoch wirkt sich hohes Empowerment auf das subjektive Gesundheitsempfinden aus. Bei den 11-Jährigen steigt der Anteil der „sehr Gesunden“ mit dem Empowerment von 45 Prozent auf 53 Prozent, bei den 13-Jährigen von 33 Prozent auf 53 Prozent und bei den 15-Jährigen von gar nur 17 Prozent auf 40 Prozent.

Anders ausgedrückt, die Chance, sehr gesund zu sein, ist bei 15-Jährigen, die sich sehr empowert fühlen, doppelt so hoch gegenüber SchülerInnen, die sich nicht empowert fühlen.

¹⁵ Im Folgenden wird zur Messung von Empowerment ein Summenindex verwendet, der aus Antworten auf die Statements „Ich werde ermutigt, meine Meinung zu sagen“ und „Ich werde ermutigt, meine Meinung zu sagen“ gebildet.

Auswirkungen auf die Gesundheit

NAPP-PETERS (1992) folgerte aus ihrer Untersuchung, dass Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren häufig Kopfschmerzen klagten, sich schlapp fühlten, unter chronischen Magenbeschwerden litten oder andere heitssymptome zeigten. Auch SCHLEIFFER (1991) wies in einer breit angelegten Untersuchung an einer Stichprobe, welche die Dienste der Kinderpsychiatrie in Anspruch genommen hatte, nach, dass Kinder, die einen Elternteil infolge Trennung der Eltern erlitten, häufig zu psychosomatischen Störungen neigten.

Generell existieren nur wenige Untersuchungen zum Gesundheitszustand von Scheidungskindern, und es besteht noch ein Forschungsbedarf in dieser Hinsicht zu bestehen.

Langfristige positive und negative Auswirkungen

Während die meisten Untersuchungen zu dem Ergebnis kommen, dass Scheidung zumindest kurzfristige negative Auswirkungen und Entwicklungsstörungen für die betroffenen Kinder mit sich bringt, herrscht über langfristige Folgen keine Klarheit. Ein Teil der UntersucherInnen vertritt die Meinung, dass innerhalb weniger Jahre nach der Scheidung normalerweise eine neue Anpassung erreicht wird, in der Scheidungskinder keine größeren Belastungen zeigen als Kinder aus aufrechten Ehen (FROST und PAKIZ, 1990). Andere AutorInnen weisen jedoch nach, dass sich Scheidungskinder auch längerfristig von Kindern aus Zwei-Eltern-Familien unterscheiden (FIGDOR, 1991; LEHNER, 1997; und HUSS, 1997; NAPP-PETERS, 1995; WALLERSTEIN und BLAKESLEE, 1989).

Laut FTHENAKIS (1995) zeigen sich vor allem in folgenden Bereichen langfristige Auswirkungen der Scheidung: a) in der kindlichen Entwicklung: a) in einem erhöhten Risiko für psychische Erkrankungen, b) in Problemen bei der Gestaltung von Partnerschaften, c) in delinquenten Verhaltensweisen und d) in einem erhöhten Selbstmordrisiko.

Abschließend sollen noch mögliche positive Folgen der Scheidung für die Kinder genannt werden, die zwar nicht systematisch untersucht worden sind, in letzter Zeit jedoch öfters erwähnt werden. So beschreiben verschiedene Autoren die scheidungsbedingten Veränderungen auch als Chance für das Persönlichkeitswachstum und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder und Jugendlichen (EMERY, 1982). Scheidung wird hier als Reifungsfaktor gesehen, welcher die Möglichkeit, die eigenen Kompetenzen zu erweitern, darstellt. Die größere Selbstständigkeit und Eigenverantwortlichkeit der Scheidungskinder kann sowohl ein Vorteil als auch eine Überforderung sein. WALLERSTEIN und BLAKESLEE (1989) weisen darauf hin, dass sich hinter dem Stolz auf die eigene hohe Selbstständigkeit oft das Bedauern verbirgt, nicht genügend Unterstützung gehabt zu haben und nicht hinreichend umsorgt zu sein.

Auch eine weniger starre Orientierung an Geschlechtsrollen, was bisweilen auch als androgynes Verhalten bezeichnet wird, führen WALLERSTEIN und BLAKESLEE (1989) an.

Insgesamt gesehen sprechen die Ergebnisse nicht dafür, Scheidungskinder als Risikopopulation zu betrachten. Stattdessen empfiehlt sich jedoch, Scheidungskinder als Population mit eigenem Profil zu begreifen (KARDAS und LUDWIG, 1996; MAYR, 1996).

3.2 Lebensraum Schule

Der Schulbesuch ist zu einem wesentlichen Merkmal von Kindheit und Jugend in modernen Gesellschaften geworden. Auch in der Benennung von Entwicklungsperioden in der psychologischen Literatur hat der Begriff Schule einen Platz gefunden. So wird die Zeitspanne ab dem Schuleintritt in die Volksschule (zwischen sechstem und zehnten Lebensjahr) und dem Beginn der Pubertät (um das 12. Lebensjahr) übereinstimmend als Schulkindalter bezeichnet (ROSSMANN, 1996). In verschiedenen Forschungstraditionen (siehe ERIKSON 1950, 1963; FREUD, 1969; PIAGET, 1976, 1983) wird diese Phase als Periode betrachtet, die ohne dramatische Veränderungen in psychischen und physischen Bereichen verläuft (SPIEL und SIRSCH, in Druck; WEINERT und STEFANEK, 1997). An das Schulkindalter schließt mit dem Beginn der Pubertät das Jugendalter an, das durch stärkere Veränderungen im biologischen, intellektuellen und sozialen Bereich geprägt ist (OERTER und DREHER, 1995).

In beiden Entwicklungsabschnitten sollte Schule in einem Klima erfolgen, in dem sich Schülerinnen und Schüler wohlfühlen. Wohlfühlen bzw. positives Befinden und Gesundheit im Sinne der WHO stimmen weitgehend überein (EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998) und sind im schulischen Bereich geprägt von folgenden Elementen – bzw. Voraussetzungen für Schülerinnen und Schüler (EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998 unter Bezug auf EDER, 1995)

- Freude am Schulbesuch haben und Zufriedenheit mit der Schule empfinden,
- frei sein von schulbedingten Belastungen sowie Schulangst und
- ein dauerhaftes positives Selbstwertgefühl aufweisen.

Ausgehend von diesen Vorstellungen versucht der vorliegende Beitrag einen Überblick über die Situation von Schülerinnen und Schülern in diesen Bereichen zu geben. Dazu werden eine Reihe von Untersuchungsergebnissen berichtet.

Tatsache ist, dass Schule für Kinder und Jugendliche - neben der Familie - einen wesentlichen Lebensbereich darstellt, in dem sie viel Zeit verbringen. Im folgenden Teilkapitel „Leistungsdruck: Wettbewerb, Schulstress, Überforderung“ wird deshalb näher darauf eingegangen, wie groß der zeitliche Aufwand für die Schule ist. Anhand von verschiedenen Studien das subjektive Erleben von Belastung und Schulangst aus der Sicht von Kindern, Jugendlichen, Lehrern und Schülerinnen beschrieben.

Schule beeinflusst die kindliche Leistungs- und Persönlichkeitsentwicklung (PEKRUN, 1994; PEKRUN, 1993). Entwicklungsverläufe von Kindern und Jugendlichen sind deshalb nicht unabhängig von den Lebensbedingungen zu betrachten (OERTER, 1995). Dementsprechend wird im Teilkapitel „Widerspruch zwischen familiärer und schulischem Erziehungsstil“ speziell auf Selbsteinschätzungen von Schülern und Schülerinnen eingegangen. Über Auswirkungen von Widersprüchen zwischen familiärer und schulischer Erziehung wird im Teilkapitel „Lernen und Persönlichkeitsbildung in der Schule“ berichtet.

Leistungsdruck: Wettbewerb, Schulstress, Überforderung usw.

Schule hat neben der Vermittlung von Kulturtechniken (Lesen, Schreiben, Rechnen) und Bildung auch die Funktion der Förderung sozialer Kompetenzen und sozialer Differenzierung. Darunter ist zu verstehen, dass durch die Schule individuelle Ausbildungs-, Berufs- und Lebenschancen vergeben werden (EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998; HELMKE, 1993). Bildung ist bedeutsam für die Berufswahl und entscheidet, welche soziale Position man in der Gesellschaft einnimmt (EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998; KRÄNZL-NAGL, 1997). Das Bestreben in den letzten Jahren – sowohl in Deutschland als auch in Österreich – immer mehr Kinder und Jugendliche auf längerdauernde Ausbildungen und einen höheren Schulabschluss an.

HURRELMANN und MANSEL (1998) berichten, dass der Wunsch nach einem Abitur in ihrer in Deutschland durchgeführten Untersuchung 1986 noch bei 37 Prozent lag, während 1996 sich das bereits 51 Prozent der Befragten wünschten. Durchgeführt wurde von ihnen eine für Nordrhein-Westfalen repräsentative Studie an jeweils über 1.500 13–16-jährigen Schülern und Schülerinnen.

Ein Trend zu längerdauernder und höherer Schulbildung bzw. Ausbildung zeigt sich auch in Österreich. Wenn man die ab 1970 stark gestiegenen Studienanfängerzahlen ansieht (LANDLER, 1997) oder die für Wien durchgeführte Untersuchung der Übertrittszahlen von Schülern und Schülerinnen betrachtet, die aus der Volksschule in das weiterführende Bildungssystem überwechseln. KREMZAR (1993; siehe auch LANDLER, 1997; WEIDINGER und GRÖPEL, 1993) sieht einen starken Trend zur Unterstufe der AHS. Für das Schuljahr 1984/85 wiesen die Übertrittsquoten in die Unterstufe der AHS Hauptschüler und -schülerinnen (51 Prozent) als AHS-Schüler und -schülerinnen (49 Prozent) aus. Im Schuljahr 1985/86 besuchten hingegen bereits mehr VolksschulabgängerInnen die Unterstufe der AHS (51,1 Prozent) als die Hauptschule (48,9 Prozent). Eine Verteilung von 40,5 Prozent Hauptschülern und -schülerinnen und 59,5 Prozent AHS-Schülern und AHS-Schülerinnen berichtet KREMZAR (1993) erstmals für das Schuljahr 1992/93.

Mit dem Schuleintritt verbringen Kinder einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit in der Schule. In Verbindung mit dem Bestreben nach schulischem Erfolg wird viel Zeit für Hausaufgaben und für schulisches Lernen zu Hause aufgewendet. Im Folgenden soll die zeitliche Aus- bzw. Belastung von Schülern und Schülerinnen anhand von Untersuchungsergebnissen dargestellt werden.

Eine repräsentative Befragung an 2.745 zehnjährigen Kindern in Österreich (vierte Klasse Volksschule), die im Jahr 1991 zu verschiedenen Lebensbereichen (WILK und BACHER, 1994) u. a. durchgeführt wurde, beschreibt den zeitlichen Aufwand für Hausaufgaben und für das Lernen der Kinder am Ende der Grundschulzeit. Etwa ein Viertel der Kinder benötigte für Hausaufgaben und Lernen eine halbe Stunde am Tag, die Hälfte brauchte eine Stunde, 21,8 Prozent wendeten zwei Stunden auf, vier Prozent drei Stunden und 1,5 Prozent mehr als drei Stunden pro Tag (EDER und FELHOFER, 1994). Hochgerechnet auf eine Woche mit 5 Tagen ergibt sich demnach für die Mehrzahl der Schüler und Schülerinnen eine Zeitbelastung von 1,5 bis 2 Stunden pro Woche.

Eine weitere repräsentative Befragung an 4.408 österreichischen Kindern und Jugendlichen der vierten Schulstufe (vierte Klasse Volksschule, Hauptschule, Unterstufe und Oberstufe des Gymnasiums, mittlere und höhere Schule) aus dem Jahr 1994 zu deren Befinden (EDER, 1995) zeigt eine ähnliche Belastung für VolksschülerInnen und eine wesentlich höhere für Schüler und Schülerinnen weiterführender Schulen.

EDER (1995) führt an wöchentlichem durchschnittlichem Zeitaufwand für schriftliche oder andere Hausaufgaben und das Lernen in der vierten Klasse Volksschule 6 Stunden 55 Minuten, in der Hauptschule 8 Stunden 15 Minuten, in der Unterstufe des Gymnasiums 9 Stunden 16 Minuten, in der Oberstufe 10 Stunden 15 Minuten, in berufsbildenden mittleren Schulen 9 Stunden 56 Minuten, in berufsbildenden höheren Schulen 10 Stunden 15 Minuten an. 72 Prozent aller befragten Schüler und Schülerinnen lernten auch am Wochenende (schnittliche Lernzeit von 2 Stunden und 27 Minuten). Die Arbeitszeit der Mädchen für die Schule betrug durchschnittlich einhalb Stunden höher als die der Knaben.

Aus der Summe aus Unterrichtsstunden pro Woche, Weg- und Wartezeiten vor und nach dem Unterricht, dem Zeitaufwand für Hausaufgaben und dem Lernen und den Vorbereitungszeiten ergibt sich eine durchschnittliche wöchentliche Gesamtzeit für Volksschüler- und -schülerinnen von 37 Stunden und 45 Minuten für die Schule. Für alle anderen Schultypen beträgt diese bereits 50 Stunden und mehr bei großen individuellen Schwankungen (EDER, 1995; EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998).

Auch die Ergebnisse von WAGNER und SPIEL (1999), die ihre Untersuchung in Wiener Gymnasien durchgeführt haben, verdeutlicht eine starke zeitliche Belastung durch die Schule. Ausgangspunkt dieser Studie zur Arbeitszeit an der Schule war der Erlass des Wiener Stadtschulrates aus dem Jahre 1993 (WAGNER und SPIEL, 1999). Dieser Erlass sieht für die fünften und sechsten Schulstufe **maximal** fünf Stunden, in der siebten und achten Schulstufe maximal vier Stunden und in der neunten bis zwölften Schulstufe maximal siebeneinhalb Stunden pro Woche an der Schule vor. In beiden von den Autorinnen untersuchten Schülergruppen der zehnten Schulstufe aus Wiener Gymnasien zeigte sich, dass mehr als siebeneinhalb Stunden pro Woche für die Schule gewendet wurde. In der einen wurden von den SchülerInnen im Mittel 14 Stunden pro Woche, in der zweiten Gruppe durchschnittlich knapp unter zehn Stunden pro Woche an Arbeitszeit zu Hause für die Schule aufgewendet. Insgesamt lagen 76,2 Prozent der befragten SchülerInnen aus der einen und 54,2 Prozent aus der anderen Gruppe über dem vom Stadtschulrat vorgegebenen siebeneinhalb Stunden. Dies zeigt eine sehr starke zeitliche Auslastung der Kinder und Jugendlichen durch die Schule. Auch in dieser Untersuchung zeigte sich, dass Mädchen, die generell eine höhere Prüfungsangst und tendenziell niedrigere leistungsbezogene Selbsteinschätzungen als Knaben aufwiesen, einen größeren Zeitaufwand für die Schule angaben als Knaben.

Die Frage, die sich dazu stellt, ist: Erleben die Kinder und Jugendlichen Schule als Belastung? Im Weiteren wird das subjektive Erleben von Schule durch Kinder und Jugendliche einerseits in Form von Freude am Schulbesuch und Zufriedenheit mit der Schule und andererseits in Form von Schulangst, Leistungsdruck, Schulstress usw. untersucht, die im Gegensatz zu einem positiven Befinden in der Schule stehen.

Laut EDER und FELHOFER (1994) gehen mehr als die Hälfte der österreichischen SchülerInnen der vierten bis sechsten Volksschule gerne in die Schule, 28,1 Prozent nicht so gern und 18,4 Prozent überhaupt nicht gern. Aus eigenen Untersuchungen an 856 Kindern aus vierten Volksschulklassen in Wien aus dem Jahr 1995 zeigte sich im Mittel auch eine eher positive Einstellung der Kinder zur Schule (SIRSCH, 1996).

Betrachtet man SchülerInnen der vierten bis zwölften Schulstufe österreichweit, so geht der Großteil der Kinder und Schülerinnen gerne in die Schule und fühlt sich in der Schule wohl. Mädchen empfinden mehr Freude am Schulbesuch als Knaben. Die Schulfreude verändert sich über die Schulstufen hinweg. Relativ stark ausgeprägte Schulfreude bei den Kindern der vierten Volksschulstufe sinkt ab der Sekundarstufe (EDER, 1995). SCHENK (1998), welche die Einstellung zur Schule bei Schülern und Schülerinnen im Rahmen einer größer angelegten Studie zum Schulübertritt bei den Kindern der vierten Volksschulstufe (siehe SIRSCH, 1996) unmittelbar vor und nach dem Schulwechsel in die weiterführende Schule untersuchte, konnte keine kurzfristige Veränderung dieser Einstellung feststellen. Hier scheint es sich um keine unmittelbar vom Schulwechsel ausgelösten Veränderungen zu handeln, sondern um solche, die sich über die durch weitere Erfahrungen in der weiterführenden Schule manifestieren.

Aus der repräsentativen Befragung an 5.359 österreichischen 11-, 13- und 15-jährigen Kindern und Jugendlichen zu ihrem Gesundheitsverhalten aus dem Jahr 1993/94 (WHO-HBSC-Survey, siehe BMAGS, 1997) zeigt sich das Bild: 68 Prozent der österreichischen Jugendlichen, die im Rahmen dieser WHO-Studie befragt wurden, sind derzeit in der Schule, 31 Prozent gefällt es nicht sehr gut oder gar nicht (WHO-HBSC-Survey, siehe BMAGS, 1997). Mit zunehmendem Alter sinkt die Zufriedenheit mit der Schule, Mädchen gefällt es in der Schule besser als Knaben (siehe Kap. 3.2.1).

An der Erhebungswelle 1993/94 nahmen 706 Wiener Kinder und Jugendliche teil (WHO-HBSC-Survey, siehe BMAGS, 1997). Ähnliche Ergebnisse zeigen sich auch für das Wiener Sample. 69 Prozent gefällt es, 31 Prozent nicht. Auch hier ist ein Absinken der Schulfreude von der fünften auf die neunte Schulstufe feststellbar. Auch zur Erhebungswelle 1997/98 der WHO-Studie, an der 4.316 österreichische Kinder und Jugendliche teilnahmen, liegen Daten zu den schulspezifischen Auswertungen (siehe Kap. 3.2.1) vor.

Insgesamt zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede bezogen auf Schulfreude bzw. Schulfreude. Mädchen gefällt es in der Schule besser als Knaben bzw. haben sie mehr Freude am Schulbesuch (EDER, 1995; WHO-HBSC-Survey, siehe BMAGS, 1997). Dies zeigt sich auch nach den neuesten Ergebnissen der WHO-Studie basierend auf der Erhebung 1997/98 im internationalen Vergleich, ebenso wie ein Absinken der Schulfreude mit zunehmendem Alter über die verschiedenen Altersgruppen hinweg in allen beteiligten Ländern (SAMDAL und DÜR, 2000).

Zusammenfassend betrachtet hat der Großteil der SchülerInnen gemäß diesen Ergebnissen eine positive Einstellung zur Schule, jedoch sind auch Schülergruppen vorhanden, die dies anders sehen. Ein Teil der SchülerInnen verbindet mit Schule und schulischen Inhalten auch negative Emotionen wie zum Beispiel Schulfreude. Im Zusammenhang mit Schulangst geht es im Wesentlichen um Aufregtheit und Besorgnis in Zusammenhang

Anforderungen, die an SchülerInnen gestellt werden. Hohe Angst geht einher mit niedriger Leistung (SIRSCH, in Druck). Auch Angst vor negativen Konsequenzen ist möglich.

Ergebnisse aus einer Arbeit von SIRSCH (1996) an Wiener Volksschulkindern zeigen im Mittel eher prägnante Leistungsangst und geringen Leistungsdruck bei Wiener SchülerInnen am Ende der Grundschul-

EDER (1995) berichtet geringe Werte in der Schulangst bei VolksschülerInnen und einen Anstieg der Schulangst auf der Sekundarstufe österreichweit. In allen Schultypen berichten Mädchen mehr Angst als Burschen. Aus einem Vergleich von „Schulstress“ (Herzklopfen, Unruhe, Nervosität, Hemmungen beim Sprechen, Angst, Überforderung) geht hervor, dass 78,5 Prozent der SchülerInnen der Schulstufe vier bis sieben sich wenig belastet fühlen, 18,5 Prozent stark belastet und 1,8 Prozent extrem belastet. Bei älteren SchülerInnen der Schulstufe acht bis zehn sind 60,5 Prozent als wenig belastet, 31,8 Prozent als stark und 5,8 Prozent als extrem stark belastet. „Schulstress“ zeigt sich ein massiver Anstieg im Übergang von der Volksschule und während der Sekundarstufe (EDER, 1995).

Aus den Ergebnissen der WHO-Studie aus dem Jahr 1993/94 geht für österreichische 11-, 13- und 15-Jährige eine starke Belastung durch die Schule bei sechs Prozent und eine ziemliche Belastung bei 22 Prozent hervor. Die Mehrheit fühlt sich ein bisschen belastet, 14 Prozent überhaupt nicht (WHO-HBSC-Survey, siehe BMAO 1998). Spezifisch sehen die Ergebnisse ähnlich aus: Zehn Prozent fühlen sich überhaupt nicht belastet, 22 Prozent ein bisschen, 25 Prozent ziemlich, acht Prozent stark (LUDWIG BOLTZMANN INSTITUT FÜR MEDIZINISCHES FORSCHUNG HEITSSOZIOLOGIE, 1998). Zu neueren Ergebnissen aus dem WHO-HBSC-Survey 1998 siehe wiederholte Auswertungen in Kapitel 3.2.1.

Zusammenfassend betrachtet scheinen Schüler und Schülerinnen mit zunehmender Schulerfahrung eher positiv zu sehen. Die objektive als auch die subjektive Belastung steigt.

Widerspruch zwischen familiärem und schulischem Erziehungsstil

Der Erziehungsstil von Eltern und von LehrerInnen beeinflusst die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen (BORCHERT und MASENDORF, 1975). Eltern können im Allgemeinen davon ausgehen, „dass ihre Kinder selbstbewussten, emotional stabilen, sozial kompetenten, selbstverantwortlichen und leistungsfähigen Menschen zu entwickeln“, wenn sie „auf die Erziehung ihrer Kinder mit Zuneigung und emotionaler Wärme, mit klaren, erklär- und nachvollziehbaren Regeln, mit der Bereitstellung entwicklungsangemessener Anregungsbedingungen und mit der Gewährung sich erweiternder Handlungsspielräume Einfluss nehmen“ (SCHNEEWIND, 1995) (siehe Kap. 1 ff.).

Für LehrerInnen gelten im Prinzip ähnliche Empfehlungen, was das emotionale Umgehen mit Schülern und Schülerinnen betrifft. So beschreibt HELMKE (1992) aufgrund von Ergebnissen einer Untersuchung, die in Deutschland durchgeführt wurde, folgende sechs Einflussgrößen für eine längerfristige positive Leistungsentwicklung von Schülern und Schülerinnen: 1. klarer und verständlicher Unterricht, 2. hohe Lehrstofforientierung (bzw. Zeitnutzung), 3. effiziente Klassenführung (z. B. wenige Äußerungen zur Herstellung von Disziplin), 4. Hilfen für Schüler und Schülerinnen, 5. hohes Anforderungsniveau und 6. Geduld.

Für eine positive Entwicklung leistungsbezogener Selbsteinschätzung bei Schülern und Schülerinnen sind folgende Bedingungen: 1. Klarheit des Unterrichts, 2. sich am laufenden Halten über den aktuellen Leistungsstand, 3. Freude am Unterrichten und 4. das als subjektiv einfach und mühelos empfinden auf Seiten der SchülerInnen und 5. eine positive LehrerInnen-SchülerInnen-Beziehung mit viel Lob und Ermutigung. 6. Als negativ zu bewerten, wenn LehrerInnen Verständnisprobleme bei Schülern und Schülerinnen auf mangelhafte Begabungen zurückzuführen.

Betrachtet man die vorhandene psychologische Literatur zu familiärem und schulischem Erziehungsstil, so kann man feststellen, dass es nur wenige Studien gibt, die gleichzeitig die Auswirkung von Erziehungseinstellungen und Erziehungsverhalten von Eltern und LehrerInnen untersuchen. In diesem Bereich wäre noch einiges an Forschung notwendig. Eine klassische Untersuchung aus Deutschland zeigt folgende Ergebnisse: BORCHERT und MASENDORF (1975) erfassten positive (z. B. Unterstützung) und negative Erziehungsverhaltensweisen (z. B. Strafen) von Vätern und Müttern aus der Sicht von über 1.400 SchülerInnen im Alter zwischen zwölf und fünfzehn Jahren. Zusätzlich wurden auch Schulangst und Tendenzen zur Vermeidung von schulischen Anstrengungen untersucht. Anstrengungsvermeidung siehe ROLLETT, 1998; ROLLETT und BARTRAM, 1998) (siehe Kap. 1 ff.).

Bei negativem Erziehungsstil von Müttern und LehrerInnen tendieren SchülerInnen zu hoher Anstrengungsvermeidung, bei positivem Erziehungsstil aus beiden Erziehungsinstanzen zu niedrigem Anstrengungsverhalten. Ist der Erziehungsstil von Müttern und LehrerInnen unterschiedlich (Mütter geringe und LehrerInnen hohe Unterstützung - dann tritt bei niedrigem sozialem Status der SchülerInnen der „Anstrengungsvermeider“ auf. Bei mittlerem sozialem Status ist neben dem „ängstlichen Anstrengungsvermeider“ auch der „nichtängstliche leistungsmotivierte Schüler“ zu beobachten. Die Autoren interpretieren diese Ergebnisse so, dass bei mittlerem sozialem Status die negative Auswirkung des mütterlichen Erziehungsstils durch das LehrerInnenverhalten ausgleichbar ist.

Soziales Lernen und Persönlichkeitsbildung in der Schule

Mit dem Schuleintritt hat das Kind eine Reihe von Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Neben leistungsnahen Aufgaben (Erwerb von Kulturtechniken, wie Lesen, Schreiben und Rechnen und dem Aufbau von Arrangements) stellen sich soziale Aufgaben, wie Kooperation und Arbeiten im Team (OERTER, 1995). Im Kontakt mit anderen können Verhaltensweisen ausprobiert und geübt werden.

Schule ist demnach ein Lebensbereich, in dem Kinder gute Erfahrungen mit Gleichaltrigen machen können. Dies wird umso wichtiger, da die durchschnittliche Kinderanzahl in Österreich im Sinken begriffen ist und der Anteil an Kindern mit Geschwistern (KYTIR und MÜNZ, 1999) beträgt. Etwa 20 Prozent der Kinder in Österreich unter 15 Jahren leben mit Geschwistern zusammen (KRÄNZL-NAGL, 1997) (siehe Kap. 3.1), wobei dieser Prozentsatz in Wien höher ist (siehe Kap. 3.1; 3.3).

Andererseits sind Beziehungen zu MitschülerInnen per se eine wichtige Komponente schulischen Wohlbefindens. Eine klassische Untersuchung von LADD (1990) weist auf die Wichtigkeit von positiven Beziehungen zu Gleichaltrigen für das Wohlfühlen in der Schule hin: LADD (1990) erfasste die Beziehungen zu Gleichaltrigen mehrerer Kinder im ersten Schuljahr. Es zeigte sich, dass eine größere Anzahl von SchulfreundInnen auch zu einer positiveren Wahrnehmung der Schule führte, während soziale Ablehnung gegenteilige Effekte hatte: die Schule wird als weniger attraktiv bewertet.

Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über Untersuchungen zu Beziehungen zwischen SchülerInnen gegeben.

Gemäß der Studie von WILK und BACHER (1994) fühlt sich die Mehrheit der österreichischen SchülerInnen in der vierten Klasse Volksschule integriert und unterstützt. Jedoch gaben 15,1 Prozent an, dass MitschülerInnen ihnen nicht mit ihnen spielen lassen. 10,5 Prozent meinten, dass nur wenige und 3,3 Prozent, dass keine MitschülerInnen zu ihnen halten, wenn es darauf ankommt (EDER und FELHOFER, 1994). Aus einer Untersuchung an Wiener SchülerInnen der vierten Klasse Volksschule zeigten sich im Mittel eher positive MitschülerInnenbeziehungen (SIRSCH, 1996).

Ähnliches gilt auch für die Angaben bei Konflikten. Lediglich 10,5 Prozent der SchülerInnen am Ende der Grundschulzeit aus der Studie von WILK und BACHER (1994) gaben an, oft ernsthaft zu streiten oder zu raufen. In 10,5 Prozent kam es oft zu körperlicher Aggression (EDER und FELHOFER, 1994). Betrachtet man die Entwicklung der MitschülerInnenbeziehungen im zeitlichen Verlauf, so zeigt sich, dass in der Volksschule und am Beginn der Sekundarstufe MitschülerInnenbeziehungen eher positiv sind, wobei Mädchen besser integriert sind und weniger Konflikte mit MitschülerInnen haben (EDER, 1995). Danach kommt es zu einem Rückgang der positiven Beziehungen, aber auch der Konflikte in der Klasse (EDER, 1995). Möglicherweise gewinnen außerschulische Freizeitsport- und Sozialbeziehungen eine größere Bedeutung (EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998).

Aus der repräsentativen Befragung an österreichischen 11-, 13- und 15-jährigen Kindern und Jugendlichen zu ihrem Gesundheitsverhalten im Rahmen der WHO-Studie aus dem Jahr 1993/94 (WHO-HBSC Survey in Austria, BMAGS, 1997) zeigt sich zu Integration und Äußerungen über MitschülerInnen ebenfalls ein positives Bild. Die Mehrheit fühlt sich akzeptiert und ist gerne mit den MitschülerInnen beisammen (BMAGS, 1997). Aus den spezifischen Auswertungen zum Klassenklima ziehen die Autoren jedoch einen weniger positiven Schluss: Die Kinder schätzen die Wiener Kinder ihr Klassenklima etwas weniger freundlich ein als im österreichischen Durchschnitt (LUDWIG BOLTZMANN INSTITUT FÜR MEDIZIN UND GESUNDHEITSSOZIOLOGIE, 1998).

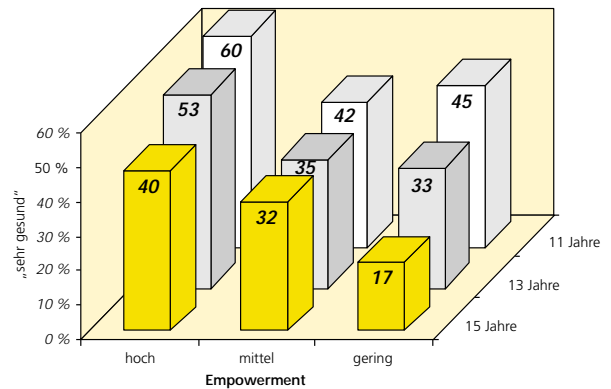
Auch zur Erhebungswelle 1997/98 der WHO-Studie, an der 4.316 österreichische Kinder und Jugendliche teilnahmen, liegen bereits Daten zu MitschülerInnenbeziehungen vor (zu den wienspezifischen Auswertungen siehe Kap. 3.2.1 ff).

Sozialen Beziehungen in der Klasse kommt – neben ihrem Einfluss auf schulisches Wohlbefinden – noch eine weitere wichtige Funktion zu, da sie auch eine wichtige Ressource bei der Bewältigung von Belastungen darstellen können (EDER und KRÄNZL-NAGL, 1998). Sie können Unterstützung (z. B. in Form von Hilfe, Trost) liefern. Dies gilt sowohl für Alltagsbelastungen als auch für markante Ereignisse im Leben von SchülerInnen. Beim Schulübertritt von der Volksschule in die weiterführende Schule.

EDER (1989) beschreibt z. B. den gemeinsamen Schulwechsel mit FreundInnen (siehe BERNDT, 1989) als positiven Aspekt für die Integration in die neue Schule. SCHENK (1998) konnte in der Gruppe der positiv integrierten Kinder im Rahmen ihrer Untersuchung zum Klassenklima beim Schulwechsel von der Grundschule in die weiterführende Schule feststellen, dass in dieser Gruppe der Anteil der FreundInnen an allen Kindern, die mitwechseln am höchsten ist. 40 Prozent ihrer Stichprobe an Wiener Schülern und Schülerinnen, die von der Volksschule in die weiterführende Schule wechselten, beurteilten diesen Wechsel als schwer, wobei Mädchen stärker betroffen waren als Knaben.

Ein weiteres wesentliches Element von positivem schulischem Wohlbefinden ist eine positive Selbsteinschätzung von Schülern und Schülerinnen. Speziell wichtig im schulischen Kontext ist die leistungsbezogene Selbsteinschätzung (als Einschätzung eigener Fähigkeiten). Sie beeinflusst den Umgang mit Aufgaben bzw. Anforderungen.

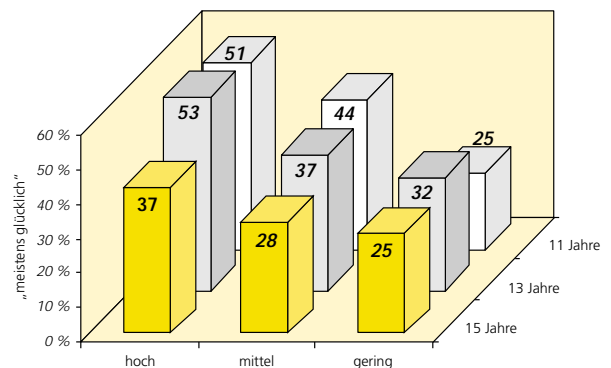
Abbildung 13: Anteil der „sehr Gesunden“ in Abhängigkeit von Empowerment nach Alter (Wien)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Auch das subjektive Wohlbefinden scheint von hohem Empowerment positiv beeinflusst zu sein. In den Auswirkungen auf die Gesundheit, scheinen hier vor allem die Jüngeren zu profitieren. Der Anteil der „sehr glücklich“ fühlenden verdoppelt sich mit dem Empowerment von 25 auf 51 Prozent.

Abbildung 14: Anteil der SchülerInnen, die „meistens glücklich“ sind, in Abhängigkeit von Empowerment nach Alter (Wien)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

3.3 Peergruppen¹⁶ und Gesundheit

3.3.1 Peerkontakte¹⁷

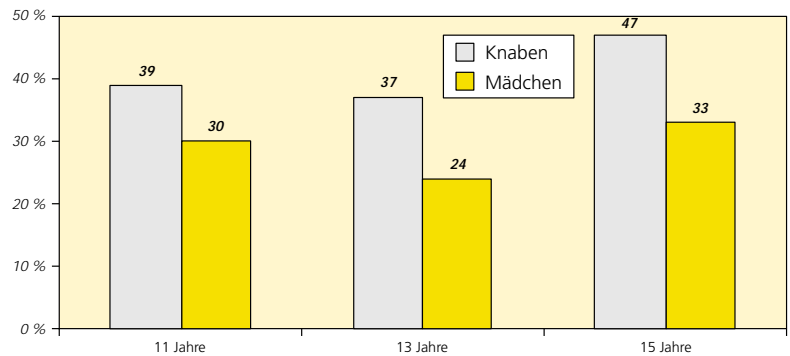
Peers, die Cliques der Gleichaltrigen, sind die dominante subkulturelle Lebenswelt der Jugendlichen. Die meisten Peerkontakte finden in der Freizeit statt und erfüllen eine wichtige Pufferfunktion gegenüber Familie und Schule. Die Untersuchung über die letzten zehn Jahre ergibt, dass die meisten Wiener Kinder viele FreundInnen haben. Weniger Jugendliche von sozialer Isolation betroffen sind, als noch vor zehn Jahren (siehe Kap. 7.3).

Für die Qualität der Peergruppe spricht neben der Anzahl der FreundInnen auch die Häufigkeit der Kontakte. Es ist zu bemerken, dass die regelmäßigen Kontakte a) eher gering sind: Nur 34 Prozent der Wiener Kinder treffen sich vier Mal pro Woche oder öfters mit ihren FreundInnen außerhalb der Schule und b) mit zunehmendem Alter aber häufiger werden. Weiters fällt auf, dass die Mädchen mit ihren FreundInnen weniger Zeit an der Schule verbringen als die Knaben (siehe Abb. 15).

¹⁶ WHO-HBSC-Survey, 1998

¹⁷ WHO-HBSC Survey: Forschungsfrage Nr. 40: „Wie viele gute Freundinnen oder Freunde hast Du derzeit?“

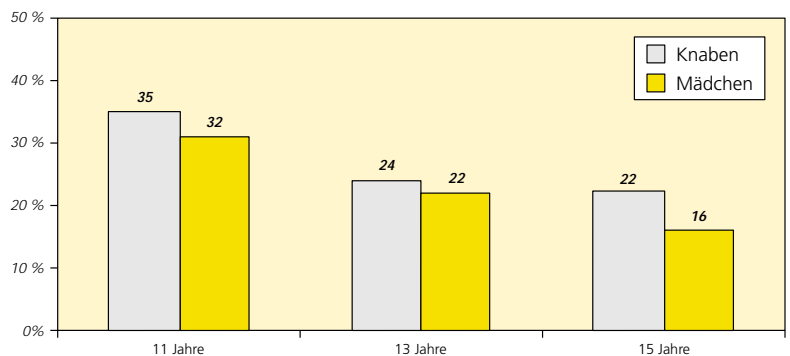
Abbildung 15: „Schulkinder, die sich 4–5mal pro Woche außerhalb der Schule mit ihren Freunden treffen“ nach Alter und Geschlecht (Wien)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Als problematisch müssen jene Kinder bezeichnet werden, die angeben, keine Freunde zu haben. Ihr Anteil sich derzeit auf zwei Prozent. Immerhin vier von fünf Befragten fällt es hingegen „sehr leicht“ neue Freunde zu finden, wobei es den Knaben allgemein noch etwas leichter fällt als den Mädchen. Je älter die Schülerinnen und Schüler desto schwerer fällt es ihnen allerdings, neue Freunde zu finden. Fällt es im Alter von elf Jahren noch jedem Knaben (35 Prozent) und beinahe jedem dritten Mädchen (32 Prozent) sehr leicht, neue Freunde zu finden, dies in der Altersgruppe der 15-Jährigen nur mehr auf 22 Prozent der Knaben und 16 Prozent der Mädchen.

Abbildung 16: „Schulkinder, denen es ‚sehr leicht‘ fällt neue Freunde zu finden“ nach Alter und Geschlecht (Wien)



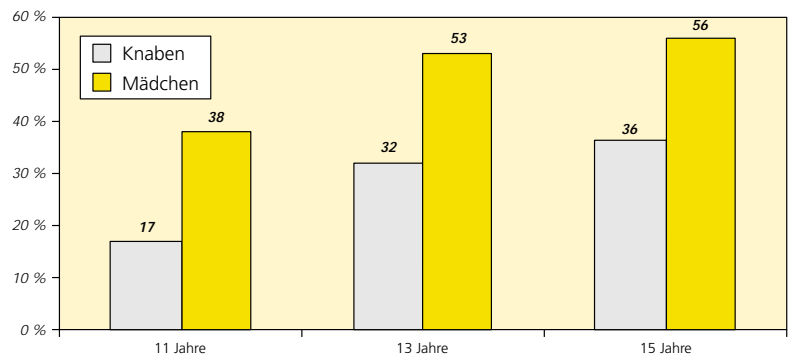
Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

Wie eingangs erwähnt erfüllen die Peers wichtige soziale Funktionen im Leben der Kinder und üben, was vielfach angenommen wird, einen grösseren Einfluss auf sie aus als die Eltern.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es interessant zu untersuchen, wie es mit der erfahrenen Unterstützung durch FreundInnen aussieht. Dies stellt sich folgendermaßen dar: 40 Prozent der Befragten können damit rechnen, „immer“ einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, der bzw. die ihnen bei ernststen Problemen Beachtenswert ist, dass die sozialen Kompetenzen bei den Mädchen ausgeprägter zu sein scheinen: 38 Prozent der 11-jährigen Mädchen, aber nur 17 Prozent der Knaben haben mindestens eine gute Freundin bzw. einen guten Freund, die bzw. der ihnen bei Problemen „immer“ hilft. Bei den 15-Jährigen steigert sich die Zahl bei den Knaben auf 36 Prozent und bei den Mädchen gar auf 56 Prozent (siehe Abb.1 in Kap. 5.5).

24 Prozent können nur selten oder nie damit rechnen, dass sie bei ernststen Problemen von FreundInnen Hilfen erhalten. In dieser problematischen Gruppe befinden sich erwartungsgemäß mehr Knaben als Mädchen.

Abbildung 17: „Schulkinder, die „immer“ eine beste Freundin oder einen besten Freund haben, ihnen bei ernststen Problemen hilft“ nach Alter und Geschlecht



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

3.3.2 Peergruppenkontakte und Gesundheit

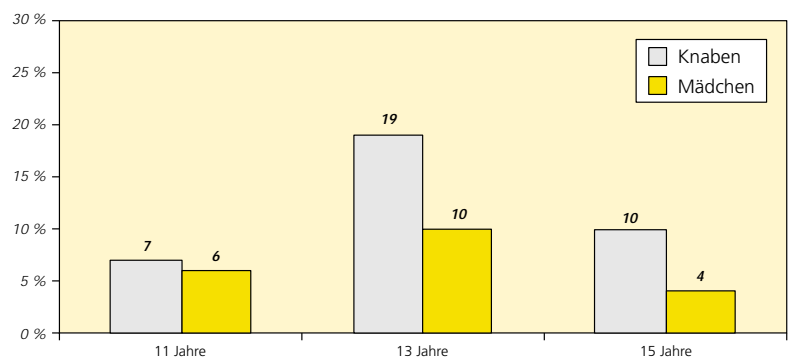
Es wird heute allgemein davon ausgegangen, dass die Qualität der Peergruppenkontakte einen Einfluss auf die Gesundheit von Kindern und Jugendlichen hat. Viele FreundInnen zu haben, diese häufig zu treffen, die Möglichkeit, leicht neue Freunde zu finden, sind günstige Voraussetzungen für Kinder, sich gesund zu fühlen. 40 Prozent der Kinder, die mindestens drei gute FreundInnen haben, aber nur elf Prozent derjenigen, die mindestens einmal pro Woche ihre FreundInnen besuchen, 40 Prozent derjenigen, die mindestens viermal pro Woche ihre FreundInnen besuchen, aber nur 29 Prozent der Kinder, die höchstens einmal pro Woche ihre Freunde treffen, und 53 Prozent der Kinder, die leicht neue FreundInnen finden können, aber nur elf Prozent jener Kinder, denen es sehr schwer fällt, neue FreundInnen zu finden, geben an, sich „sehr gesund“ zu fühlen.

3.3.3 Bullying in der Schule¹⁸

Ein wichtiger Indikator für die Qualität des Klassenklimas ist die Häufigkeit von verbalen und physischen Auseinandersetzungen zwischen den SchülerInnen. Bullying (von engl. bully = brutaler, unverschämter Kerl; bedrohen, einschüchtern, fertigmachen) hat sich in Bezug auf Jugendliche als Fachausdruck eingebürgert, ähnlich wie bei Erwachsenen.

68 Prozent der österreichischen SchülerInnen haben schon einmal an Bullying-Aktionen teilgenommen. Das Problem scheint Bullying vor allem bei den 13-jährigen Knaben zu werden, die in Wien zu 19 Prozent an Bullying-Aktionen teilnehmen. Mit 15 Jahren sinkt ihr Anteil wieder auf zehn Prozent. In allen Altersgruppen sind die Mädchen auf einem niedrigeren Niveau als die Knaben (siehe Abb. 18).

Abbildung 18: „Kinder, die einmal pro Woche oder öfters Opfer von Bullying-Aktionen werden“ nach Altersgruppen und Geschlecht (Wien)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

¹⁸ WHO-HBSC Survey, Forschungsfrage 54: „Warst Du in diesem Schuljahr schon selbst das Opfer von Bullying-Aktionen?“

Resümee

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit dem subjektiven Gesundheitsempfinden und dem Gesundheitsverhalten von 11-, 13- und 15-jährigen SchülerInnen in Wien und untersucht den Einfluss von Familie, Schule und Peergruppen.

Für das Setting Schule gilt, dass sich Kinder, die mit der Schule sehr zufrieden sind, häufiger als sehr gesund bezeichnen. Je niedriger die Schulzufriedenheit ist, desto häufiger fühlen sich die Kinder nicht gesund. In Betrachtet liegt die Schulzufriedenheit der Wiener Kinder im internationalen Vergleich im Mittelfeld, wobei Jüngeren in der Schule besser gefällt als den Älteren. Die subjektive Gesundheit der Kinder profitiert von hohem Ausmaß von der Unterstützung durch die LehrerInnen. Kinder, die mit der Unterstützung durch LehrerInnen rechnen können, bezeichnen sich doppelt so häufig als sehr gesund wie diejenigen, die zuwenig Unterstützung erfahren. Ähnlich positiv wirken sich Partizipation und Mitgestaltungsmöglichkeiten aus und zwar besonders bei den 15-Jährigen, deren Chancen sehr gesund zu sein dann gleich doppelt so hoch gegenüber dem Durchschnitt sind.

Von Interesse in diesem Zusammenhang sind auch die möglichen Auswirkungen widersprüchlicher Erziehung von Eltern und LehrerInnen auf Schulfreude, -angst, -belastung und Wohlbefinden der Kinder. Hier ist noch viel an Forschungsarbeit zu leisten.

Damit Befinden und Gesundheit weitgehend positiv übereinstimmen können, verdienen spezielle Übergänge zum Schuleintritt und der Übertritt in das weiterführende Schulsystem besondere Aufmerksamkeit und die betroffenen Kinder entsprechende Unterstützung.

Auch Peergruppenkontakte haben einen günstigen Einfluss auf die Gesundheit, indem Kinder mit vielen Freunden, häufigen Kontakten und der Fähigkeit, leicht neue Freundschaften zu schließen, sich öfter als sehr gesund bezeichnen.

Sportliche Betätigung beeinflusst die subjektive Gesundheit positiv, indem die Wahrscheinlichkeit der Kinder sich gesund zu fühlen, gesteigert wird (siehe Kap. 5.2).

Die Familie hat einen Einfluss auf die subjektive Gesundheit einerseits durch ihren sozioökonomischen Status und andererseits durch die Qualität des Gesprächsklimas und Unterstützungsleistungen der Eltern. Kinder aus einkommensschwachen Familien fühlen sich nicht so gesund wie Kinder aus mittelschichtigen oder Oberschichtigen Familien. Ebenfalls bezeichnen sich Kinder gesünder, die in ihrer Familie über ihre persönlichen Probleme sprechen können und die von den Eltern bei Problemen außerhalb der Familie Unterstützung erfahren.

Die Zahl der Scheidungen wächst – sowohl in Österreich als auch international – und damit auch die Anzahl von Scheidung betroffenen Kinder. Die eheliche Scheidung ist als ein Prozess zu verstehen, der durch eine Reihe von komplexen Ereignissen und tiefgreifenden Veränderungen der Lebenssituation aller beteiligten Familienmitglieder gekennzeichnet ist. Kinder aus geschiedenen Ehen sind jedoch besonders betroffen und weisen häufiger Verhaltensstörungen, Verhaltensauffälligkeiten sowie Probleme im Sozialverhalten auf.

Bei Besuchsregelungen nach Trennung oder Scheidung der Eltern kann prinzipiell entweder den Bedürfnissen der Eltern oder des Kindes Vorrang eingeräumt werden. Im Sinne des Kindeswohls sind Regelungen abzuleiten, die dem Kind eine große, seiner Entwicklung abträgliche Anpassungsleistung abverlangt. Dazu ist jeweils die individuelle und entwicklungsbezogene Situation des Kindes zu berücksichtigen.

Sorgerecht, Besuchszeiten, neue Partnerschaften, Stiefeltern und -geschwister sowie Konflikte mit dem biologischen oder geschiedenen PartnerIn stellen häufig große Anforderungen an das Kind. In diesen Bereichen sollte in Zukunft stärker auf die Bedürfnisse und Ängste der Kinder eingegangen werden.

IV.
EPIDEMIOLOGIA

EPIDEMIOLOGIA

4 EPIDEMIOLOGIE

4.1 MORTALITÄT VON SÄUGLINGEN UND KINDERN

4.1.1 Totgeburten

4.1.2 Säuglingssterblichkeit

4.1.2.1 Todesursachen bei Säuglingen

SIDS: Plötzlicher Säuglingstod und die Wiener Informationskampagne „Sicheres Schlafen für Babys“

4.1.3 Mortalität bei Kindern im Alter von 1 bis 14 Jahren

4.1.3.1 Todesursachen für das Jahr 1998 bei Kindern im Alter von 1–15 Jahren in Wien

4.2 ERKRANKUNGEN

4.2.1 Perinatologische Daten

4.2.1.1 Impfungen während der Schwangerschaft

4.2.1.2 Tabakkonsum, Alkohol- und Drogenmissbrauch bei Schwangeren

4.2.1.3 Durchschnittliches Alter der gebärenden Frauen

4.2.1.4 Risikogeburten, Risikokinder und Frühgeburten

4.2.1.5 Fehlbildungen

4.2.1.6 Ungewollte Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch

4.2.2 Entwicklungsdiagnostik

4.2.2.1 Sprachentwicklung

4.2.2.2 Motorische Entwicklung

4.2.2.3 Hyperaktivität bei Kindern

4.2.3 Somatische Erkrankungen

4.2.3.1 Subjektives Gesundheitsempfinden, Lebensgefühl und Selbstvertrauen der Kinder und Jugendlichen im Alter von 11–15 Jahren in Wien

4.2.3.2 Befindlichkeitsstörungen

4.2.3.3 Die „SERMO-Studie“

4.2.3.4 Spitalsentlassungsstatistik

4.2.3.5 Chronische Krankheiten

4.2.3.6 HNO-Erkrankungen

4.2.3.7 Kinderkrankheiten

4.2.3.8 Meldepflichtige Erkrankungen

4.2.3.9 Meningitis

4.2.3.10 Hepatitis

4.2.3.11 Bakterielle Lebensmittelvergiftungen

4.2.3.12 Tuberkulose

4.2.3.13 HIV-Infektion und AIDS bei Kindern

4.2.3.14 Unfälle

4.2.3.15 Krebs bei Kindern

4.2.3.16 Erkrankungen der Haut

4.2.3.17 Neurologische Erkrankungen

4.2.3.18 Haltungsschäden

4.2.3.19 Zahngesundheit

4.2.4 Psychische Probleme/Störungen

4.2.4.1 Psychiatrische Diagnosen

4.2.4.2 Kinder- und Jugendneuropsychiatrie

4.2.4.3 Essstörungen

4.2.5 Behinderung bei Kindern

4.2.5.1 Einrichtungen für Kinder mit Behinderung und deren Familien in Wien

4.2.5.2 Pflegegeld

4.2.6 Gesundheitszustand und Versorgungslage bei Kindergarten- und Schulkindern

4.2.6.1 Kindergartenuntersuchungen

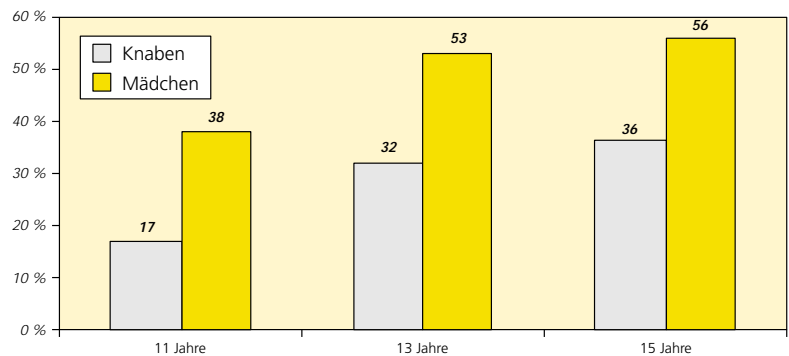
4.2.6.2 Schulärztliche Untersuchungen an Wiener Schulen 1995/96 bis 1999/2000

4.2.6.3 Kinderbetreuungseinrichtungen

4.2.6.4 Schulangebot und Schülerverteilung in Wien

4.2.6.5 Situation und Gesundheitszustand ausländischer Kinder

Abbildung 17: „Schulkinder, die „immer“ eine beste Freundin oder einen besten Freund haben, ihnen bei ernststen Problemen hilft“ nach Alter und Geschlecht



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

3.3.2 Peergruppenkontakte und Gesundheit

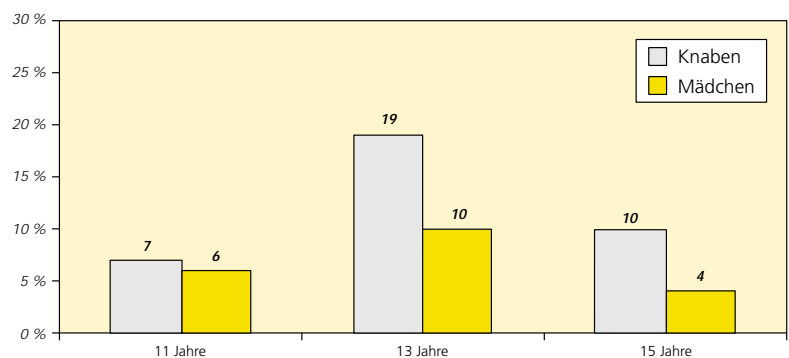
Es wird heute allgemein davon ausgegangen, dass die Qualität der Peergruppenkontakte einen Einfluss auf die Gesundheit von Kindern und Jugendlichen hat. Viele FreundInnen zu haben, diese häufig zu treffen, leicht neue Freunde zu finden, sind günstige Voraussetzungen für Kinder, sich gesund zu fühlen. 40 Prozent der Kinder, die mindestens drei gute FreundInnen haben, aber nur elf Prozent derjenigen, die mindestens einmal pro Woche ihre FreundInnen besuchen, 40 Prozent derjenigen, die mindestens viermal pro Woche ihre FreundInnen besuchen, aber nur 29 Prozent der Kinder, die höchstens einmal pro Woche ihre Freunde treffen, und 53 Prozent der Kinder, die leicht neue FreundInnen finden können, aber nur elf Prozent jener Kinder, denen es sehr schwer fällt, neue FreundInnen zu finden, geben an, sich „sehr gesund“ zu fühlen.

3.3.3 Bullying in der Schule¹⁸

Ein wichtiger Indikator für die Qualität des Klassenklimas ist die Häufigkeit von verbalen und physischen Auseinandersetzungen zwischen den SchülerInnen. Bullying (von engl. bully = brutaler, unverschämter Kerl; bedrohen, einschüchtern, fertigmachen) hat sich in Bezug auf Jugendliche als Fachausdruck eingebürgert, ähnlich wie bei Erwachsenen.

68 Prozent der österreichischen SchülerInnen haben schon einmal an Bullying-Aktionen teilgenommen. Das Problem scheint Bullying vor allem bei den 13-jährigen Knaben zu werden, die in Wien zu 19 Prozent an Bullying-Aktionen teilnehmen. Mit 15 Jahren sinkt ihr Anteil wieder auf zehn Prozent. In allen Altersgruppen sind die Mädchen auf einem niedrigeren Niveau als die Knaben (siehe Abb. 18).

Abbildung 18: „Kinder, die einmal pro Woche oder öfters Opfer von Bullying-Aktionen werden“ nach Altersgruppen und Geschlecht (Wien)



Quelle: WHO-HBSC-Survey 1998

¹⁸ WHO-HBSC Survey, Forschungsfrage 54: „Warst Du in diesem Schuljahr schon selbst das Opfer von Bullying-Aktionen?“

3 RAHMENBEDINGUNGEN FÜR DIE GESUNDHEITLICHE LAGE VON KINDERN

Zusammenfassung

Infolge der zunehmenden Pluralität der Lebensformen wird es künftig voraussichtlich verstärkt zu einer Aneinanderreihung verschiedener Lebensformen in den individuellen Biografien, im Sinne von Durchgangsstadien, kommen. Wie stellt sich in diesem Zusammenhang nun die Lebenswelt „Familie“ für unsere Kinder heute dar, welche gesundheitsbezogenen Ressourcen bzw. Belastungen erfahren sie durch die Familie?

- Von den österreichischen Familien mit Kindern sind derzeit etwa 71 Prozent der Eltern verheiratet, 3,9 Prozent in Lebensgemeinschaft und 25,1 Prozent freiwillig oder unfreiwillig alleinerziehend.
- Unter die Gruppe der AlleinerzieherInnen fallen: (Noch) ledige Elternteile – wobei sich Frauen mit steigender Tendenz ganz bewusst für diese Lebensform (ohne Partner, mit Kind) entscheiden – geschiedene, getrennt lebende und verwitwete Elternteile.
- Der überwiegende Teil der AlleinerzieherInnen von Minderjährigen sind Mütter, die größtenteils erwerbstätig sind. Für die betroffenen Kinder ist diese familiäre Situation meist v. a. mit sozioökonomischen Nachteilen verbunden.
- 15 Prozent der 11- bis 15-jährigen Wiener Schulkinder leben in einer Familie, deren Einkommen als an der Armutsgrenze oder darunter beschrieben werden muss. Weiters zeigt sich, dass Familien umso armutsgefährdeter sind, je mehr Kinder sie haben.
- Die Gesamtzahl der Eheschließungen sinkt seit den 50er Jahren insgesamt relativ kontinuierlich ab.
- Parallel dazu stieg die Zahl der Lebensgemeinschaften, wobei diese Partnerschaftsmodelle häufig zu einem späteren Zeitpunkt in eine Ehe übergehen, was etwa darin zum Ausdruck kommt, dass zum Zeitpunkt der standesamtlichen Anmeldung zur Eheschließung bereits 53 Prozent aller Paare die gleiche Wohnadresse angeben.

Summary

Due to the increasing diversity of life forms, it is likely that in the future there will be a succession of successive, temporary stages in their own lives. With this in mind, we should look into how our children experience this environment as a (temporary) environment that can adversely affect their health.

- *71 percent of parents in Austria are married, 3.9 percent live in cohabitation, 25.1 percent are single parents out of choice or because the law does not permit otherwise.*
- *Single parents include: (still) single parents – with women showing a tendency to deliberately choose this form of life (i.e. with child but without partner) – divorced, separated or widowed.*
- *The majority of single parents are women, most of them are employed. The children of single parents frequently suffer socio-economic disadvantages.*
- *15 percent of Viennese school children aged 11 to 15 years live in families with low income. Added to this, the risk of falling below the poverty line increases with the number of children.*
- *The total number of marriages has been decreasing continuously since the 1950s.*
- *Simultaneously, the number of cohabiting relationships has risen. More couples decide to get married later in life, which means that 53 percent of married couples already share the same address at the time their marriage is registered.*

III. RAHMENBEDINGUNGEN

- Kinder werden zunehmend nicht mehr im Rahmen einer Ehe zur Welt gebracht. Der Anteil unehelich geborener Kinder stieg im Zeitraum 1965 bis 1999 von 11 Prozent auf 30,5 Prozent (Wien: 25,9 Prozent) bzw. 41,3 Prozent bei Erstgeborenen, wobei die sogenannte Legitimierungswahrscheinlichkeit durch nachträgliche Eheschließung der leiblichen Eltern bei 53 Prozent liegt. (In Skandinavien werden bereits über 80 Prozent der Erstgeborenen unehelich geboren.)
- Der Trend zur Kleinfamilie zeigt sich auch im Anteil der Einzelkinder, der in Wien rund ein Drittel beträgt (gegenüber einem Viertel in Gesamtösterreich). Die Situation von Einzelkindern ist v. a. unter der Bedingung hochwertiger Eltern-Kind-Beziehungen, und wenn sich das Kind individuell entfalten kann, positiver zu bewerten als dies bisher der Fall war. Hier nehmen Kindergarten und Schule kompensatorische Funktionen wahr.
- Die Wahrscheinlichkeit für Kinder und Jugendliche, die Scheidung ihrer Eltern zu erleben, beträgt in Österreich ca. 20 Prozent, in Wien ca. 25 Prozent. Noch um mindestens 50 Prozent höher als bei Ehegemeinschaften liegt das Trennungsrisiko bei Lebensgemeinschaften. Als wesentlichster Faktor der Scheidungsbewältigung durch die betroffenen Kinder stellt sich eine positive Beziehungsgestaltung in den Familien auch nach der Trennung (vor allem zum nicht sorgeberechtigten Elternteil) dar. In diesem Zusammenhang ist auch auf den Stellenwert der Mediation und der Kinderbegleitung bei Trennung oder Scheidung der Eltern hinzuweisen. Besonders ungünstig verläuft die Anpassung der Kinder an die neue Situation, wenn der Konflikt der Eltern weiter über sie ausgetragen wird.
- Besuchsregelungen, aber auch unterschiedliche Erziehungsvorstellungen, verlangen dem Kind eine große Anpassungsleistung ab. Eine große Belastung für die Kinder aller Altersstufen stellen die neuen Partnerschaften der Eltern dar. Ist der entsprechende Beziehungsaufbau erfolgt, kann ein weiteres Problem entstehen, wenn die Partnerschaft zerbricht und das Kind einen neuen Beziehungsabbruch erleiden muss. Eine ganze Palette schwieriger Interaktionen kann im Einzelfall die Beziehung der Kinder zu ihren Stiefeltern und Stiefgeschwistern erschweren.

- *The number of children not raised in wedlock has increased. Between 1965 and 1999, the amount of children born out of wedlock rose from 11 percent to 30.5 percent (25.9 percent in Vienna) and 41.3 percent for first-born children, with a probability rate of 53 percent for legitimization through subsequent marriage of the child's own parents. (In Scandinavian countries more than 80 percent of first-born children are born out of wedlock).*
- *The trend towards smaller families is reflected in the number of only children. In Vienna one third of all children are only children compared to one quarter for Austria. The situation of only children must be viewed as more positive than in the past, particularly for high-quality parent-child relationships and families where children are allowed to develop their individuality. In these cases, kindergarten and schools compensate for larger families.*
- *The chance of children and adolescents living through a divorce of their parents is rated at approximately 20 percent for Austria and approximately 25 percent for Vienna. The risk of separating is 50 percent higher for couples living in non-law relationships than for married couples. If the children concerned are able to cope with their parents' divorce it is essential that they view their relationship with their parents (particularly the side who does not have the right of custody) as positive. This is where mediation and child support during separation and divorce come into play. Children do not adapt to the new situation very well if their parents continue to view them as the matter in dispute.*
- *Visitation rights and differing views on education are very demanding for children and their ability to adapt. Parents' partnerships can weigh heavily on children of all ages. Once they have developed sound relations there is a risk that the partnership too breaks up and they are faced once more with having to sever ties. The number of difficult interactions a child has to handle can at times seriously impact on its relationship with step-parents and step-siblings.*

III. RAHMENBEDINGUNGEN

Verdeutlicht (wenn auch übertrieben) beschreibt der Sozialkritiker Michael Mitterauer die Situation: „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern“. Also je ein eigenes Zimmer bei einem geschiedenen Elternteil und zusätzliche Großeltern von der Seite der Stiefmutter und des Stiefvaters (DIE PRESSE, 1999).

- Familie – in welcher Konstellation auch immer – übt einen eindeutig nachweisbaren Einfluss auf Gesundheit und Wohlbefinden des Kindes aus.
- Untersuchungen an 11- bis 15-jährigen Wiener Schulkindern zeigen, dass Unterschiede im Familieneinkommen, im familiären Gesprächsklima und im Ausmaß an erfahrener familiärer Unterstützung mit Unterschieden im selbstberichteten Gesundheitszustand assoziiert sind. Darüber hinaus bezeichnen sich Kinder, die mit Vater, Mutter, Bruder oder Schwester über ihre persönlichen Probleme sprechen können, fast doppelt so häufig als sehr glücklich gegenüber Kindern, für die kein positives Gesprächsklima gegeben ist.

Schuleintritt und auch der Übergang in das weiterführende Schulsystem sind als markante Ereignisse im Leben von SchülerInnen zu verstehen, weil dadurch eine Neuorientierung und eine Neuanpassung an veränderte Umweltgegebenheiten vorgenommen werden muss. Der Lebensbereich Schule ist gekennzeichnet durch:

- Eine sehr starke zeitliche Auslastung der Kinder und Jugendlichen. Darüber hinaus streben immer mehr Kinder und Jugendliche länger dauernde Ausbildungen und einen höheren Schulabschluss an.
- Der Großteil der SchülerInnen geht gerne in die Schule, wobei sich die Schulfreude über die Schulstufen hinweg verschlechtert und Mädchen insgesamt mehr Freude an der Schule empfinden als Knaben.
- Sozialen Beziehungen in der Klasse kommt – neben ihrem Einfluss auf das schulische Wohlbefinden – eine wichtige Funktion als Ressource bei der Bewältigung von schulischen aber auch außerschulischen Belastungen zu. Die Mehrheit der Schulkinder fühlt sich von den MitschülerInnen akzeptiert und ist gerne mit ihnen zusammen.

Wiener Kinder schätzen ihr Klassenklima allerdings etwas weniger freundlich ein als dies im österreichischen Schnitt der Fall ist.

The social scientist and critic Mitterauer offers a very apt, if somewhat exaggerated, description of the situation: „Today's children have two bedrooms, one for each parent, and eight grandparents, one nurse, and aunts and uncles on both their parents' house, plus grandparents from their stepmother's and stepfather's side.“ (DIE PRESSE, 1999).

- *Families, whatever their constellation, exert a clearly demonstrable influence on the child's health and well-being.*
- *Results of surveys carried out with school-children aged 11 to 15 show that differences in family income, family conversation patterns and the extent of experienced support within the family are associated with differences in children's self-reported health status. Children who can talk about their personal problems with their fathers, mothers, brothers or sisters are almost twice as happy as children who do not enjoy constructive communication.*

Entering school and moving on to secondary school are crucial experiences for children who must learn to reorientate themselves to these new situations. Schools are a young person's living environment.

- *They take up much of a child's free time. Also, children increasingly opt for longer and higher school-leaving qualifications.*
- *Most students enjoy school, with degrees of enthusiasm dependent on age and gender. Girls generally like school more than boys.*
- *Social relations in class affect well-being at school and play a role when solving problems as well as outside. Most students are accepted by their peers and enjoy being with them.*

In Vienna, children feel slightly less comfortable at school than they do in other parts of Austria.

III. RAHMENBEDINGUNGEN

- Ein wichtiger Indikator für die Qualität des Klassenklimas ist die Häufigkeit von verbalen und physischen Aggressionen zwischen SchülerInnen („Bullying“).

68 Prozent der österreichischen SchülerInnen haben schon einmal an Bullying-Aktionen teilgenommen. Zum Problem scheint Bullying v. a. bei den 13-jährigen Knaben zu werden, die in Wien zu 19 Prozent regelmäßig an derartigen Aktionen teilnehmen.

- Ein Teil der SchülerInnen verbindet mit Schule aber auch Schulangst, wobei Angst mit niedriger Leistung einhergeht.

Während in der Volksschule geringere Werte in der Schulangst verzeichnet werden, macht sich österreichweit in der Sekundärstufe ein Anstieg bemerkbar.

- Mit zunehmender Schulerfahrung sehen die SchülerInnen die Schule weniger positiv, die objektive wie auch subjektive Belastung steigt.
- Das allgemeine Selbstwertgefühl (als generelle Einschätzung von sich selbst) verändert sich kaum, leistungsbezogene und soziale Selbsteinschätzung (bezogen auf Freunde, Beliebtheit usw.) zeigen einen absteigenden Verlauf über die Schulstufen hinweg. Speziell auffällig ist ein beträchtliches Absinken in allen Selbsteinschätzungen beim Übertritt von der Volksschule in das Gymnasium, wobei niedrigere Selbsteinschätzungen und Angst mit bedrohlichen Erwartungen einhergehen. Interessant ist, dass Kinder, die bereits in der neuen Schule waren, weniger Bedrohung empfinden.
- Die Möglichkeiten der Mitgestaltung und Mitbestimmung an ihrer Schule werden von SchülerInnen eher als gering eingeschätzt.

Als weitere Effekte der Schule auf die Gesundheit von Wiener (11-, 13- und 15-jährigen) Schulkindern sind anzuführen:

- Die subjektive Gesundheit der Schul Kinder steigt mit der Schulzufriedenheit etwa um das 2,5-Fache an.

Von den Kindern, die sich durch die Schule belastet fühlen, bezeichnen sich nur 19 Prozent als „sehr gesund“ gegenüber 58 Prozent der Kinder, die sich nicht belastet fühlen.

- *Frequency of verbal or physical aggressions between students (bullying) is used as an indicator for the quality of life in class.*

68 percent of students in Austria have participated in episodes of bullying at least once. Bullying is becoming a serious problem for 13 year old boys, 19 percent of whom participate in such episodes on a regular basis.

- *Sometimes the thought of school increases fear and children who experience fear perform less well at school.*

While children at primary school are not affected, fear is more widespread at secondary school.

- *The more years students spend at school the less positive they become about it, instead experience it as a real and subjective burden.*

- *The general feeling of self-esteem (general assessment of oneself) changes very little, while performance-oriented and social self-assessment (concerning friends, popularity, etc.) decrease over the years. A general and noticeable drop in self-assessment is registered with children as they enter secondary academic schools. Lower self-assessment and fear are usually generated by notions of threat. It is interesting to note that once children have moved to their new school they feel less threatened.*

- *Students generally see little opportunity to become involved in their schools' set-backs to participate in decision-making processes.*

Schools were found to affect the health of Viennese schoolchildren aged 11, 13 and 15 in other ways as well:

- *Subjectively experienced health increases 2.5 times with children who are happy at school.*

- *Only 19 percent of children who feel burdened by school consider themselves in very good health; for children who do not feel burdened by school that figure is as high as 58 percent.*